# Phantasien über die Kunst,

von

einem kunstliebenden Klosterbruder.

H. G. Ehrentraut. 1822.

Herausgegeben

von

L. Tieck.

Neue, veränderte Auflage.

Berlin, 1814.
In der Realschulbuchhandlung.

1894 a 715

# Vorrede.

Die Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, welche 1797 erſchienen, wurden, vorzüglich von Künſtlern, günſtig und mit vieler Liebe aufgenommen. Im folgenden Jahre erſchienen die Phantaſien über die Kunſt, welche daſſelbe Wohlwollen erfuhren. Die Leſer erhalten im gegenwärtigen Buche die Aufſätze ausgeſondert, welche von meinem verſtorbenen Freunde herrühren, und nur im 15ten und 16ten, p. 146, gehört mir einiges, was ich jetzt, nach ſo vielen Jahren nicht mehr zu unterſcheiden weiß, ich erinnere mich nur, daß die Gedanken ganz von ihm herrühren, und ich nur einiges umſchrieb und hinzufügte.

W. G. Wackenroder starb 1798, in seinem sechs und zwanzigsten Jahre. Ohne Zweifel hat sein Vaterland, welches er so innig liebte, viel an ihm verloren, denn seine Talente versprachen eine erfreuliche Entwickelung. Sein Gemüth war fromm und rein, und von einer ächten durchaus kindlichen Religiosität geläutert, der Ausdruck in diesen seinen jugendlichen Versuchen ist kein erkünstelter und erzwungener, sondern ihm durchaus natürlich, wodurch er ohne alle Absicht darauf im Schreiben verfiel, seine Worte einem von der Welt abgeschiedenen Geistlichen in den Mund zu legen, denn er dachte bei diesen Ergießungen seines Gemüthes anfangs nicht daran, sie durch den Druck auch andern, als seinen vertrautesten Freunden mitzutheilen. Diese Liebe zur Kunst und zur alten Zeit, zum Vaterlande wie zur Religion ist seitdem mit mehr oder minder Ernst, von größern oder geringern Talenten, gesungen und angepriesen worden, und manches dürfte daher jetzt in diesen Blättern veraltet erscheinen, wenn der Leser sich nicht in jene früheren Jahre versetzt, oder ihm die Gabe mangelt, Originalität von

Nachahmung, die ungeſchminkte Herzlichkeit von erzwungenem Enthuſiasmus zu unterſcheiden.

Im Jahre 1793 ſtudirte der Verfaſſer in Erlangen, wo er ſeine freie Zeit dazu benutzte, Bamberg, die benachbarten Fränkiſchen Gegenden, vorzüglich aber Nürnberg genau kennen zu lernen. Im folgenden Jahr befand er ſich in Göttingen und erfreute ſich vorzüglich des Umgangs und der Belehrung des Hrn. Prof. Fiorillo, er ſah Caſſel einigemal und die vortreffliche Gallerie, ſo wie die Bilderſammlung in Salzthalen, früher hatte er die in Pommersfelden im Bambergiſchen öfter beſucht. Die Kunſt und die Poeſie und Muſik erfüllten ſein ganzes Leben, in der letztern hatte er ſchon früher gründlichen Unterricht von dem tiefſinnigen Fäſch in Berlin genoſſen. Im Jahr 1796 beſuchte er Dresden. Kurz vorher hatte er angefangen, in vorliegender Form ſeine Gedanken über die Kunſt niederzuſchreiben. Die Freunde der Kunſt mögen dieſe Blätter als Andeutungen, als Beſtrebungen eines begeiſterten edeln Gemüthes freundlich aufnehmen, der Kenner findet vielleicht nur Andeutungen,

und bedauert, daß der Verfasser nicht, was seit Jahren dessen innigster Wunsch gewesen war, Italien hatte besuchen können.

Diejenigen Aufsätze, welche von mir in oben genannten Büchern abgedruckt waren, habe ich weggelassen, um den Eindruck, den die Worte meines verewigten Freundes machen können, nicht zu stören, da ich sie mehr hinzugefügt hatte, um mit ihm etwas Gemeinschaftliches zu arbeiten, als daß ich sie nothwendig gefunden hätte, seine Gedanken zu erklären.

L. T.

# I.

## Aufsätze

über

# Mahlerey und Kunst.

## I.

# Raphaels Erſcheinung.

Die Begeiſterungen der Dichter und Künſtler ſind von jeher der Welt ein groſser Anſtoſs und Gegenſtand des Streites geweſen. Die gewöhnlichen Menſchen können nicht begreifen, was es damit für eine Bewandniſs habe, und machen ſich darüber durchaus ſehr falſche und verkehrte Vorſtellungen. Daher ſind über die innern Offenbarungen der Kunſtgenies eben ſo viele Unvernünftigkeiten, in und außer Syſtemen, methodiſch und unmethodiſch abgehandelt und geſchwatzt worden, als über die Myſterien unſrer heiligen Religion. Die ſogenannten Theoriſten und Syſtematiker beſchreiben uns die Begeiſterung des Künſtlers von Hörenſagen, und ſind vollkommen mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn ſie mit ihrer eitlen und profanen Philoſophaſterey umſchreibende Worte zuſammengeſucht haben, für etwas, wovon ſie den Geiſt, der ſich in Worte nicht faſſen läßt, und die Bedeutung nicht kennen. Sie reden von der Künſtlerbegeiſterung, als von einem Dinge, das ſie vor Augen hätten; ſie erklären es, und erzählen viel davon; und ſie ſollten billig das heilige

Wort auszusprechen erröthen, denn sie wissen nicht, was sie damit aussprechen.

Mit wie unendlich vielen unnützen Worten haben sich nicht die überklugen Schriftsteller neuerer Zeiten bey der Materie von den Idealen in den bildenden Künsten versündigt! Sie gestehen ein, daß der Mahler und Bildner zu seinen Idealen auf einem außerordentlicheren Wege, als dem Wege der gemeinen Natur und Erfahrung gelangen müsse; sie geben zu, daß dies auf eine geheimnißvolle Weise geschehe: und doch bilden sie sich und ihren Schülern ein, sie wüßten das Wie; — denn es scheint, als würden sie sich schämen, wenn irgend etwas in der Seele des Menschen versteckt und verborgen liegen sollte, worüber sie wißbegierigen jungen Leuten nicht Auskunft geben könnten.

Andre sind nun gar in der That ungläubige und verblendete Spötter, welche das Himmlische im Kunstenthusiasmus mit Hohnlachen gänzlich ableugnen, und durchaus keine besondere Auszeichnung oder Weihe gewisser seltener und erhabener Geister annehmen wollen, weil sie sich selber allzu entfernt von ihnen fühlen. Diese liegen indessen ganz ausser meinem Wege, und ich rede mit ihnen nicht.

Aber die Afterweisen, auf welche ich deutete, wünsche ich zu belehren. Sie verwahrlosen die jungen Gemüther ihrer Schüler, indem sie ihnen so kühn und leichtsinnig abgesprochene Meynungen über

göttliche Dinge beybringen, als wären es menſchliche, und ihnen dadurch den Wahn einpflanzen, als ſtände es in ihrer Macht, dreiſt zu ergreifen, was die größeſten Meiſter der Kunſt, — ich darf es frey heraus ſagen, — nur durch göttliche Eingebung erlangt haben.

Man hat ſo manche Anekdoten aufgezeichnet und immer wieder erzählt, ſo manche bedeutende Wahlſprüche von Künſtlern aufbehalten und immer wiederhohlt: und wie iſt es möglich geweſen, daß man ſie ſo bloß mit oberflächlicher Bewunderung anhörte, daß keiner darauf kam, aus dieſen ſprechenden Zeichen das Allerheiligſte der Kunſt, worauf ſie hindeuteten, zu ahnden? und nicht auch hier, wie in der übrigen Natur, die Spur von dem Finger Gottes anzuerkennen?

Ich, für mein Theil, habe von jeher dieſen Glauben bey mir gehegt; aber mein dunkler Glauben iſt jetzt zur hellſten Ueberzeugung aufgeklärt worden. Glücklich bin ich, daß der Himmel mich auserſehen hat, ſeinen Ruhm durch einen einleuchtenden Beweis ſeiner unerkannten Wunder auszubreiten: es iſt mir gelungen, einen neuen Altar zur Ehre Gottes aufzubauen. —

Raphael, welcher die leuchtende Sonne unter allen Mahlern iſt, hat uns in einem Briefe von ihm an den Grafen von Caſtiglione folgende Worte, die mir mehr werth ſind als Gold, und die ich nie

ohne ein geheimes dunkles Gefühl von Ehrfurcht und Anbetung habe lesen können, hinterlassen, worin er sagt:

„Da man so wenig schöne weibliche Bildungen „sieht, so halte ich mich an ein gewisses Bild „im Geiste, welches in meine Seele kommt.“*)

Über diese bedeutungsvolle Worte nun ist mir neulich ganz unerwartet, zu meiner innigen Freude, ein helles Licht aufgesteckt worden.

Ich durchsuchte den Schatz von alten Handschriften in unserm Kloster, und fand, unter manchen nichtsnützigen bestäubten Pergament, einige Blätter von der Hand des Bramante, von denen es nicht zu begreifen ist, wie sie an diesen Ort gekommen sind. Auf dem einen Blatte stand folgendes geschrieben, wie ich es, ohne weiteren Umschweif, zu deutsch hier herseßen will:

„Zu meinem eigenen Vergnügen, und um es mir genau aufzubewahren, will ich hier einen wunderbaren Vorfall aufzeichnen, welchen der theure Raphael, mein Freund, mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hat. Als ich ihm vor einiger Zeit meine Bewunderung wegen seiner über alles schön gemahlten Madonnen und heiligen Familien aus vollem Herzen zu erkennen gab, und mit recht vielen Bitten in ihm drang, mir doch zu sagen,

*) Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea che me viene al mente,

von woher er denn in aller Welt die unvergleichliche Schönheit, die rührenden Mienen und den unübertreflichen Ausdruck in seinen Bildern der heiligen Jungfrau entlehnt habe; so ward er, nachdem er mich eine Zeitlang mit seiner, ihm eigenen, jünglinghaften Schaamhaftigkeit und Verschlossenheit hingehalten hatte, endlich sehr bewegt, fiel mir mit Thränen um den Hals, und entdeckte mir sein Geheimniß. Er erzählte mir, wie er von seiner zarten Kindheit an, immer ein besonderes heiliges Gefühl für die Mutter Gottes in sich getragen habe, so daß ihm zuweilen schon beym lauten Aussprechen ihres Namens ganz wehmüthig zu Muthe geworden sey. Nachher, da sein Sinn sich auf das Mahlen gerichtet habe, sey es immer sein höchster Wunsch gewesen, die Jungfrau Maria recht in ihrer himmlischen Vollkommenheit zu mahlen; aber er habe es sich noch immer nicht getraut. In Gedanken habe sein Gemüth beständig an ihrem Bilde, Tag und Nacht, gearbeitet; allein er habe es sich gar nicht zu seiner Befriedigung vollenden können; es sey ihm immer gewesen, als wenn seine Phantasie im Finstern arbeitete. Und doch wäre es zuweilen wie ein himmlischer Lichtstrahl in seine Seele gefallen, so daß er die Bildung in hellen Zügen, wie er sie gewollt, vor sich gesehn hätte; und doch wäre das immer nur ein Augenblick gewesen, und er habe die Bildung in seinem Gemüthe nicht festhalten können.

So sey seine Seele in beständiger Unruhe herumgetrieben; er habe die Züge immer nur umherschweifend erblickt, und seine dunkle Ahndung hätte sich nie in ein klares Bild auflösen wollen. Endlich habe er sich nicht mehr halten können, und mit zitternder Hand ein Gemählde der heiligen Jungfrau angefangen; und während der Arbeit sey sein Inneres immer mehr erhitzt worden. Einst, in der Nacht, da er, wie es ihm schon oft geschehen sey, im Traume zur Jungfrau gebetet habe, sey er, heftig bedrängt, auf einmal aus dem Schlafe aufgefahren. In der finsteren Nacht sey sein Auge von einem hellen Schein an der Wand, seinem Lager gegenüber, angezogen worden, und da er recht zugesehn, so sey er gewahr geworden, daß sein Bild der Madonna, das, noch unvollendet, an der Wand gehangen, von dem mildesten Lichte strahle, und ein ganz vollkommenes und wirklich lebendiges Bild geworden. Die Göttlichkeit in diesem Bilde habe ihn so überwältigt, daß er in helle Thränen ausgebrochen sey. Es habe ihn mit den Augen auf eine unbeschreiblich rührende Weise angesehen, und habe in jedem Augenblick geschienen, als wolle es sich bewegen; und es habe ihn gedünkt, als bewege es sich auch wirklich. Was das wunderbarste gewesen, so sey es ihm vorgekommen, als wäre dies Bild nun grade das, was er immer gesucht, obwohl er immer nur eine dunkle und verwirrte Ahndung da-

von gehabt. Wie er wieder eingeſchlafen ſey, wiſſe er ſich durchaus nicht zu erinnern. Am andern Morgen ſey er wie neugebohren aufgeſtanden; die Erſcheinung ſey ſeinem Gemüth und ſeinen Sinnen auf ewig feſt eingeprägt geblieben, und nun ſey es ihm gelungen, die Mutter Gottes immer ſo, wie ſie ſeiner Seele vorgeſchwebt habe, abzubilden, und er habe immer ſelbſt vor ſeinen Bildern eine gewiſſe Ehrfurcht gefühlt. — Das erzählte mir mein Freund, mein theurer Raphael, und es iſt mir dieſes Wunder ſo wichtig und merkwürdig geweſen, daß ich es für mich, zu meiner Ergötzung niedergeſchrieben habe." —

So iſt der Inhalt des unſchätzbaren Blattes, welches in meine Hände fiel. Wird man nun deutlich vor Augen ſehn, was der göttliche Raphael unter den merkwürdigen Worten verſteht, wenn er ſagt:

„Ich halte mich an ein gewiſſes Bild im Gei-
„ſte, welches in meine Seele kommt."

Wird man, durch dieſes offenbare Wunder der himmliſchen Allmacht belehrt, verſtehen, daß ſeine unſchuldige Seele in dieſen einfachen Worten einen ſehr tiefen und großen Sinn ausſprach? Wird man nun nicht endlich begreifen, daß all' daß profane Geſchwätz über Begeiſterung des Künſtlers, wahre Verſündigung ſey, — und überführt ſeyn, daß es

dabey doch geradezu auf nichts anderes, als den unmittelbaren göttlichen Beystand ankomme?

Aber ich füge nichts mehr hinzu, um jeden, über diesen so wichtigen Gegenstand der ernsten Betrachtung, seinem eigenen Nachdenken zu überlassen.

## 2.

# Der merkwürdige Tod

des

zu seiner Zeit weit berühmten alten Mahlers

# Francesco Francia,

des Ersten aus der Lombardischen Schule.

So wie die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit die vielumfassendsten, als Menschen merkwürdigsten, und am Geiste kräftigsten gelehrten Männer hervorbrachte; so ward auch die Periode, da die Kunst der Mahlerey aus ihrer lange ruhenden Asche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabensten und edelsten Männer in der Kunst bezeichnet. Sie ist als das wahre Heldenalter der Kunst anzusehen, und man möchte (wie Ossian) seufzen, daß die Kraft und Größe dieser Heldenzeit nun von der Erde entflohen ist. Viele standen an vielen Orten auf, und erhoben sich ganz durch eigene Stärke: ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir sie noch von den Händen damaliger Verehrer der Kunst besitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr Geist war so ehrwürdig, als es uns noch ihre bärtigen Häupter sind, die wir in den schätzbaren Sammlungen ihrer Bildnisse mit Ehrfurcht betrach-

ten. Es geschahen unter ihnen ungewöhnliche, und vielen jetzt unglaubliche Dinge, weil der Enthusiasmus, der itzt nur in wenigen einzelnen Herzen, wie ein schwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenschaft bezweifelt oder belacht so manche bewährte Geschichte aus diesen Zeiten als Mährchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen ist.

Eine der merkwürdigsten Geschichten dieser Art, die ich nie ohne Staunen habe lesen können, und bei der mein Herz doch nie in Versuchung zu zweifeln geführet ward, ist die Geschichte von dem Tode des alten Mahlers Francesco Francia, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die sich in Bologna und der Lombardey bildete.

Dieser Francesco war von geringen Handwerksleuten gebohren, hatte sich aber durch seinen unermüdeten Fleiß und seinen immer hinaufstrebenden Geist, zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. In seiner Jugend war er zuerst bey einem Goldarbeiter, und er bildete so künstliche Sachen in Gold und Silber, daß sie jeden, der sie sah, in Erstaunen setzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürsten und Herzoge der Lombardey setzten eine Ehre darin, sich von seinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu lassen. Denn es war damals noch

die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländiſchen Künſtler durch ihren lautſchallenden Beyfall ſtolz zu machen vermochten. Unendlich viele fürſtliche Perſonen kamen durch Bologna, und verſäumten nicht, ihr Bildniß von Franceſco zeichnen, und nachher in Metall ſchneiden und prägen zu laſſen.

Aber Franceſco's ewig beweglicher, feuriger Geiſt ſtrebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr ſeine heiße Ehrbegier geſättigt ward, deſto ungeduldiger ward er, ſich eine ganz neue, noch unbetretene Bahn zum Ruhme aufzuſchließen. Schon vierzig Jahre alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunſt; es übte ſich mit unbezwinglicher Geduld im Pinſel, und richtete ſein ganzes Nachdenken auf das Studium der Kompoſition im Großen und des Effektes der Farben. Und es war außerordentlich, wie ſchnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung ſetzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Mahler; denn wenn er auch mehrere Mitſtreiter hatte, und ſelbſt der göttliche Raphael zu der Zeit in Rom arbeitete, ſo konnte man immer mit Recht auch ſeine Werke zu den vornehmſten rechnen. Denn allerdings iſt die Schönheit in der Kunſt nicht etwas ſo armes und dürftiges, daß eines Menſchen Leben ſie erſchöpfen könnte; und ihr Preis iſt kein Loos, das nur allein auf Einen Auserwählten fällt:

ihr Licht zerspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Wiederschein auf mannigfache Weise von den großen Künstlern, die der Himmel auf die Welt gesetzt hat, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen wird.

Francesco lebte grade unter der ersten Generation der edlen italienischen Künstler, welche um so größere und allgemeinere Achtung genossen, da sie auf den Trümmern der Barbarey ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten; und in der Lombardey war grade Er der Stifter, und gleichsam der erste Fürst dieser neugegründeten Herrschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herrlichen Gemählden, die nicht nur durch die ganze Lombardey, (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, daß sie nicht wenigstens eine Probe seiner Arbeit besäße,) sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italienischen Fürsten und Herzoge waren eifersüchtig, Bilder von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobsprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Namen aller Orten wo sie hingelangten, und der schmeichelhafte Wiederhall ihrer Reden tönte in sein Ohr zurück. Bologneser, die Rom besuchten, priesen ihren vaterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch einiges von seinem Pinsel gesehen

ſehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen mit der ihm eigenthümlichen ſanften Leutſeligkeit, ſeine Achtung und Zuneigung. Die Schriftſteller der Zeit konnten ſich nicht enthalten, ſein Lob in alle ihre Werke einzuflechten; ſie richteten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählen mit wichtiger Miene, daß er wie ein Gott verehrt ſey. Einer von ihnen *) ſogar iſt kühn genug, zu ſchreiben, daß Raphael, auf den Anblick ſeiner Madonnen, die Trockenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia angeklebt, verlaſſen, und einen größeren Styl angenommen habe.

Was konnten dieſe wiederhohlten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unſers Franceſco haben, als daß ſein lebhafter Geiſt ſich zu dem edelſten Künſtlerſtolze empor hob, und er an einen himmliſchen Genius in ſeinem Inneren zu glauben anfing. Wo findet man jetzt dieſen erhabenen Stolz? Vergebens ſucht man ihn unter den Künſtlern unſrer Zeiten, welche wohl auf ſich eitel, aber nicht ſtolz auf ihre Kunſt ſind.

Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Mahlern allenfalls für ſeinen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indeß nie ſo glücklich geweſen, ein Bild von ſeiner Hand zu ſehen, denn er war in ſeinem Leben nie weit von Bologna gekommen. Doch hatte er, nach vielen Beſchreibun-

*) Cavazzone.

gen, ſich in der Idee von der Manier des Raphaels ein feſtes Bild gemacht, und ſich, beſonders auch durch deſſen beſcheidenen und ſehr gefälligen Ton gegen ihn in ſeinen Briefen, feſt überzeugt, daß er ſelber ihm in den meiſten Stücken gleich komme, und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit ſeinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu ſehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altergemählde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna beſtimmt ſey; und dabey ſchrieb er, er werde das Stück an ihn, als ſeinen Freund, ſenden, und bat, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf ſeiner Stelle gehörig aufrichten zu laſſen, auch, wenn es auf der Reiſe irgendwo beſchädigt ſey, oder er ſonſt im Bilde ſelbſt irgend ein Verſehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu beſſern und nachzuhelfen. Dieſer Brief, worin ein Raphael demüthig ihm den Pinſel in die Hände gab, ſetzte ihn außer ſich ſelbſt, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wußte nicht, was ihm bevorſtand!

Einſt, als er von einem Ausgange nach Hauſe kam, eilten ſeine Schüler ihm entgegen, und erzählten ihm mit großer Freude, das Gemählde vom Raphael ſey indeß angekommen, und ſie hät-

ten es in ſeinem Arbeitszimmer ſchon in das ſchönſte Licht geſtellt. Franceſco ſtürzte, außer ſich, hinein. —

Aber wie ſoll ich der heutigen Welt die Empfindungen ſchildern, die der außerordentliche Mann beym Anblick dieſes Bildes ſein Inneres zerreißen fühlte. Es war ihm, wie einem ſeyn müßte, der voll Entzücken ſeinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und ſtatt deſſen auf einmal einen Engel des Lichts vor ſeinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als ſänke er in voller Zerknirſchung des Herzens vor einem höheren Weſen in die Kniee.

Vom Donner gerührt ſtand er da; und ſeine Schüler drängten ſich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht was ſie denken ſollten.

Er hatte ſich etwas erhohlt, und ſtarrte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war er auf einmal von ſeiner Höhe gefallen! Wie ſchwer mußte er die Sünde büßen, ſich allzu vermeſſen bis an die Sterne erhoben, und ſich ehrſüchtig über Ihn, den unnachahmlichen Raphael, geſetzt zu haben. Er ſchlug ſich vor ſeinen grauen Kopf, und weinte bittere, ſchmerzende Thränen, daß er ſein Leben mit eiteln, ehrgeizigen Schweiße verbracht, und ſich dabey nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf

ſein ganzes Leben als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurückſehen müſſe. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der heiligen Cäcilia auch ſeine Blicke empor, zeigte dem Himmel ſein wundes, reuiges Herz, und betete gedehmüthigt um Vergebung.

Er fühlte ſich ſo ſchwach, daß ſeine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beym Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige ſeiner Gemählde, und beſonders ſeine ſterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging faſt vor Schmerz.

Von der Zeit an war ſein Gemüth in beſtändiger Verwirrung, und man bemerkte faſt immer eine gewiſſe Abweſenheit des Geiſtes bey ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geiſtes, welcher ſo lange in immer angeſtrengter Thätigkeit bey der Schöpfung von ſo tauſenderley Geſtalten geweſen war, traten hinzu, um das Haus ſeiner Seele von Grund aus zu erſchüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die ſich von jeher in ſeinem mahleriſchen Sinn bewegt hatten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt, mit verzerrten Zügen, durch ſeine Seele, und waren die Plagegeiſter, die ihn in ſeiner Fieberhitze ängſtigten. Ehe ſeine Schüler es ſich verſahen, fanden ſie ihn todt im Bette liegen. —

So ward dieſer Mann erſt dadurch recht groß,

daß er ſich ſo klein gegen den himmliſchen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunſt, in den Augen der Eingeweihten, längſt heilig geſprochen, und ſein Haupt mit dem Strahlenkreiſe umgeben, der ihm als einem ächten Märtyrer des Kunſtenthuſiasmus gebühret. —

Die obige Erzählung von dem Tode des Franceſco Francia hat uns der alte Vaſari überliefert, in welchem der Geiſt der Urväter der Kunſt noch wehte.

Diejenigen kritiſchen Köpfe, welche an alle außerordentliche Geiſter, als an übernatürliche Wunderwerke, nicht glauben wollen noch können, und die ganze Welt gern in Proſa auflöſen möchten, ſpotten über die Mährchen des alten ehrwürdigen Chroniſten der Kunſt, und erzählen dreiſt, Franceſco Francia ſey an Gift geſtorben.

## 3.

# Der Schüler und Raphael.

Zu jener Zeit, als die bewundernde Welt noch Raphael unter sich leben sah, — dessen Name nicht leicht über meine Lippen geht, ohne daß ich ihn unwillkührlich den Göttlichen nenne, — zu jener Zeit, — o wie gern gäb' ich alle Klugheit und Weisheit der spätern Jahrhunderte hin, um in jenem gewesen zu seyn! — lebte in einem kleinen Städtchen des Florentinischen Gebiets ein junger Mensch, den wir Antonio nennen wollen, welcher sich in der Mahlerkunst übte. Er hatte von Kindheit auf einen recht eifrigen Trieb zur Mahlerey, und zeichnete als Knabe schon alle Heiligenbilder ämsig nach, die ihm in die Hände fielen. Aber bey aller Stetigkeit seines Eifers und seiner recht eisernen Beharrlichkeit, irgend etwas Vortreffliches hervorzubringen, besaß er zugleich eine gewisse Blödigkeit und Eingeschränktheit des Geistes, bey welcher die Pflanze der Kunst immer einen unterdrückten und gebrechlichen Wuchs behält, und nie frey und gesund zum Himmel emporschießen kann: eine unglückliche Constellation der Gemüthskräfte, welche schon manche Halbkünstler auf die Welt gesetzt hat.

Antonio hatte sich schon nach verschiedenen Meistern seiner Zeit geübt, und es war ihm so weit

gelungen, daß ihm ſelber die Ähnlichkeit ſeiner Nachahmungen ungemeines Vergnügen machte, und er über ſeine allmähligen Fortſchritte ſehr genaue Rechnung hielt. Endlich ſah er einige Zeichnungen und Gemählde Raphaels; er hatte ſeinen Namen ſchon oft mit großen Lobeserhebungen ausſprechen hören, und er ſchickte ſich den Augenblick an, nach den Werken dieſes hochgeprieſenen Mannes zu arbeiten. Als er aber mit ſeinen Kopieen gar nicht zu Stande kommen konnte, und nicht wußte, woran es lag, legte er ungeduldig den Pinſel aus der Hand, beſann ſich was er thun wollte, und ſetzte endlich folgendes Schreiben auf:

„An den allervortrefflichſten Mahler,
Raphael von Urbino."

„Vergebt mir, daß ich nicht weiß, wie ich Euch anreden ſoll, denn Ihr ſeyd ein unbegreiflicher und außerordentlicher Mann; und ich bin überdies gar nicht geübt, die Feder zu führen. Ich habe auch lange bey mir überlegt, ob es wohl ſchicklich ſey, daß ich Euch ſchriebe, ohne Euch von Perſon jemals geſehn zu haben. Aber da man ja überall von Eurer leutſeligen und freundlichen Gemüthsart reden hört, ſo habe ich mich es endlich unterſtanden."

„Doch ich will Euch Eure koſtbare Zeit nicht mit vielen Worten rauben, denn ich kann mir den-

ken, wie fleißig Ihr seyn müßt; sondern ich will nur gleich mein Herz vor Euch aufschließen, und Euch meine Bitte recht angelegentlich vortragen."

„Ich bin ein junger Anfänger in der vortrefflichen Mahlerkunst, welche ich über alles liebe, und welche mein ganzes Herz erfreut, so daß ich fast nicht glauben kann, daß, wenn ich, (wie es natürlich ist,) Euch und andre berühmte Meister dieser Zeiten ausnehme, irgend jemand anders solche innerliche Liebe, und so einen unaufhörlichen Drang zu der Kunst trüge. Ich bestrebe mich aufs allerbeste, dem Ziel, das ich in der Entfernung vor mir sehe, immer ein wenig näher zu rücken; ich bin keinen Tag, ja, ich möchte beynahe sagen, keine Stunde müßig: und ich merke, daß ich jeden Tag, so wenig es auch seyn mag, weiter komme. Nun habe ich mich schon nach vielen unsrer heutigen Tages berühmten Männer wohl geübt; aber da ich angefangen habe, Eure Arbeiten nachzumahlen, ist es mir gewesen, als wenn ich gar nichts wüßte, und noch einmal von vorn aufangen sollte. Ich habe doch schon so manchen Kopf auf der Tafel zu Stande gebracht, woran weder in den Umrissen, noch in den Lichtern und Schatten etwas Falsches oder Unrechtliches gefunden werden mochte; aber wenn ich die Köpfe Eurer Apostel und Jünger Christi, so wie Eurer Madonnen und Christenkindlein, auch Zug für Zug auf meine Tafel übertrage, mit

ſolcher Pünktlichkeit, daß mir die Augen brechen möchten, — und ich denn das Ganze überſehe, und es mit dem Original vergleiche, ſo bin ich erſchrokken, daß es himmelweit davon entfernt, und ein ganz anderes Geſicht iſt. Und doch ſehen Eure Köpfe, wenn man ſie zum erſtenmal betrachtet, beynahe leichter aus, als andre; denn ſie haben ein gar zu natürliches Anſehen, und es iſt, als wenn man darin die Perſonen, die es ſeyn ſollen, gleich erkennte, und als wenn man ſie ſchon lebendig geſehen hätte. Auch finde ich bey Euch nicht eben ſolche ſchwere und außerordentliche Verkürzungen der Glieder, womit wohl andre Meiſter heutiges Tages die Vollkommenheit ihrer Kunſt zu zeigen, und uns arme Schüler zu quälen pflegen."

„Darum, ſo viel ich auch immer nachgegrübelt habe, weiß ich mir doch durchaus das Beſondere nicht zu erklären, was Eure Bilder an ſich haben, und kann gar nicht ergründen, worin es eigentlich liegt, daß man Euch nicht recht nachahmen, und Euch nie ganz und gar erreichen kann. O leiſtet mir hierin Euren Beyſtand, — ich bitte Euch dringend und flehentlich darum; und ſagt mir, (denn Ihr könnt es gewiß am beſten,) was ich thun muß, um Euch nur einigermaßen ähnlich zu werden. O wie tief will ich mir das einprägen! wie eifrig will ich es befolgen! — Ich bin, — vergebt mir, — manchmal wohl gar darauf gefallen, Ihr müß-

tet irgend ein Geheimniß bey Eurer Arbeit beſitzen, wovon ſich kein anderer Menſch einen Begriff machen könnte. Gar zu gern möchte ich Euch nur einen halben Tag lang bey der Arbeit zuſehen; doch Ihr laßt vielleicht keinen dazu. Oder, wenn ich ein großer Herr wäre, würde ich Euch tauſend und tauſend Goldſtücke für Euer Geheimniß anbieten."

„Ach habt Nachſicht mit mir, daß ich mich unterſtehe, ſo vielerley vor Euch zu ſchwatzen. Ihr ſeyd ein außerordentlicher Mann, der wohl auf alle andre Menſchen mit Verachtung herunterſehen muß."

„Ihr arbeitet wohl Tag und Nacht, um ſo herrliche Sachen zuwege zu bringen; und in Eurer Jugend ſeyd Ihr ſicher in einem Tage ſo weit gekommen, als ich nicht in einem Jahre. Nun, ich will doch auch inskünftige meine Kräfte anſtrengen, ſo viel ich nur immer vermögend bin."

„Andere, die heller ſehen als ich, loben ja auch den Ausdruck in Euren Bildern über alles, und wollen behaupten, daß niemand ſo gut wie Ihr, gleichſam die Beſchaffenheit des Gemüths in den Perſonen vorzuſtellen wiſſe, ſo daß man aus ihren Mienen und Gebehrden ſo zu ſagen ihre Gedanken errathen könnte. Doch, auf dieſe Sachen verſtehe ich mich nur noch wenig."

„Ich muß aber endlich aufhören Euch läſtig zu fallen. Ach was würde es mir für ein erquik-

kender Troſt ſeyn, wenn Ihr auch nur mit wenigen Worten Euren Rath ertheilet

Eurem

Euch über alles verehrenden

Antonio."

So lautete Antonio's Sendſchreiben an Raphael; — und dieſer ſchrieb ihm lächelnd folgende Antwort:

„Mein guter Antonio,"

„Es iſt ſchön, daß Du ſo große Liebe zu der Kunſt trägſt, und dich ſo fleißig übeſt; Du haſt mich ſehr damit erfreut. Aber was Du von mir zu wiſſen verlangſt, kann ich Dir leider nicht ſagen; nicht, weil es ein Geheimniß, das ich nicht verrathen wollte, — denn ich wollte es Dir und einem jeden von Grunde des Herzens gern mittheilen, — ſondern weil es mir ſelber unbekannt iſt."

„Ich ſehe Dir an, daß Du mir das nicht glauben willſt; und doch iſt es ſo. So wenig als einer Rechenſchaft geben kann, woher er eine rauhe oder eine liebliche Stimme habe, ſo wenig kann ich Dir ſagen, warum die Bilder, unter meiner Hand, grade eine ſolche und keine andere Geſtalt annehmen."

„Die Welt ſucht viel Beſonderes in meinen Bildern; und wenn man mich auf dies und jenes Gute darin aufmerkſam macht, ſo muß ich manchmal ſelber mein Werk mit Lächeln betrachten, daß es ſo wohl gelungen iſt. Aber es iſt wie in einem

angenehmen Traum vollendet, und ich habe während der Arbeit immer mehr an den Gegenstand gedacht, als daran, wie ich ihn vorstellen möchte."

„Wenn Du das, was Du etwa an meinen Arbeiten Eigenthümliches findest, nicht recht begreifen und nachahmen kannst, so rathe ich Dir, lieber Antonio, Dir sonst einen oder den andern der mit Recht berühmten Meister jetziger Zeiten zum Muster zu erwählen; denn ein jeder hat etwas Nachahmungswürdiges, und ich habe mich mit Nutzen nach ihnen gebildet. und nähre mein Auge noch immer mit ihren mannigfachen Vorzüglichkeiten. Daß ich nun jetzt aber gerade diese und keine andre Art zu mahlen habe, wie denn ein jeder seine eigene zu haben pflegt, das scheint meiner Natur von jeher schon so eingepflanzet; ich habe es nicht durch sauren Schweiß errungen, und es läßt sich nicht mit Vorsatz auf so etwas studieren. Fahre indessen fort, Dich mit Liebe in der Kunst zu üben, und lebe wohl."

# 4.

# Das Muſter

eines

kunſtreichen und dabey tiefgelehrten Mahlers,

vorgeſtellt in dem Leben

des

# Leonardo da Vinci,

berühmten Stammvaters der Florentiniſchen Schule.

Das Zeitalter der Wiederaufſtehung der Mahlerkunſt in Italien hat Männer ans Licht gebracht, zu denen die heutige Welt billig wie zu Heiligen in der Glorie hinaufſehen ſollte. Von ihnen möchte man ſagen, daß ſie zuerſt die wilde Natur durch ihre Zauberkünſte bezwungen und gleichſam beſchworen, oder auch, daß ſie zuerſt aus der verworrenen Schöpfung den Funken der Kunſt herausgeſchlagen hätten. Ein jeder von dieſen prangte mit eigenen, nahmhaften Vollkommenheiten, und es ſind im Tempel der Kunſt für viele von ihnen Altäre errichtet.

Ich habe mir aus dieſen für jetzt den berühmten Stammvater der Florentiniſchen Schule, den nie genug geprieſenen Leonardo da Vinci auserwählt, um ihn, wem daran gelegen iſt, als das Muſter in einem wahrhaft gelehrten und gründli-

chen Studium der Kunſt, und als das Bild eines unermüdlichen, und dabey geiſtreichen Fleißes, darzuſtellen. An ihm mögen die lehrbegierigen Jünger der Kunſt erſehen, daß es nicht damit gethan ſey, zu einer Fahne zu ſchwören, nur ihre Hand in gelenkiger Führung des Pinſels zu üben, und mit einem leichten und flüchtigen Aſter-Enthuſiasmus ausgerüſtet, gegen das tiefſinnige und auf das wahre Fundament gerichtete Studium zu Felde zu ziehen. Ein ſolches Beyſpiel wird ſie belehren, daß der Genius der Kunſt ſich nicht unwillig mit der ernſthaften Minerva zuſammen paart; und daß in einer großen und offenen Seele, wenn ſie auch auf Ein Hauptbeſtreben gerichtet iſt, doch das ganze, vielfach zuſammengeſetzte Bild menſchlicher Wiſſenſchaft ſich in ſchöner und vollkommener [illegible]emonie abſpiegelt. —

Der Mann, von dem wir reden, erblickte das Licht der Welt in dem Flecken Vinci, welcher unten im Arno-Thale, unweit der prächtigen Stadt Florenz, belegen iſt. Seine Geſchicklichkeit und ſein Witz, die er von der Natur zum Erbtheil bekommen hatte, verriethen ſich, wie es bey ſolchen auserleſenen Geiſtern zu geſchehen pflegt, ſchon in ſeiner zarten Jugend, und ſahen durch die bunten Figuren, die ſeine kindiſche Hand ſpielend herausbrachte, deutlich hervor. Dies iſt wie das erſte Sprudeln einer kleinen, launtern Quelle, welche nachher zum

mächtigen und bewunderten Strohme wird. Wer es kennt, hält das Gewässer in seinem Laufe nicht zurück, weil es sonst durch Wall und Dämme bricht, sondern läßt ihm seinen freyen Willen. So that Leonardo's Vater, indem er den Knaben seiner ihm von Natur eingepflanzten Neigung überließ, und ihn der Lehre des sehr berühmten und verdienten Mannes, Andrea Verocchio zu Florenz, übergab.

Aber ach! wer kennt und wer nennt unter uns noch diese Namen, die damals wie funkelnde Sterne am Himmel glänzten? Sie sind untergegangen, und es wird nichts mehr von ihnen gehört, — man weiß nicht ob sie jemals waren.

Und dieser Andrea Verocchio war keiner der gemeinsten. Er war dem heiligen Trifolium aller bildenden Künste, der Mahler- Bildner- und Baukunst ergeben, — wie es denn dazumal nichts ungewöhnliches war, daß für eine solche dreyfache Liebe und Fähigkeit, eines Menschen Geist Raum genug hatte. Außerdem aber war er in den mathematischen Erkenntnissen bewandert, und auch ein eifriger Freund der Musik. Es mag wohl seyn, daß dessen Vorbild, welches sich früh in die weiche Seele Leonardo's eindrückte, viel auf ihn gewirkt hat; indeß mußten die Keime doch auf dem Grunde seiner Seele liegen. Aber wer mag überhaupt bey der Geschichte der Ausbildung eines fremden Geistes alle die feinen

Fäden zwiſchen Urſachen und Wirkungen auffinden, da die Seele während ihrer Handlungen ſich dieſes Zuſammenhanges ſelbſt nicht einmal immer bewußt iſt.

Zu Erlernung jeder bildenden Kunſt, ſelbſt wenn ſie ernſthafte oder trübſelige Dinge abſchildern ſoll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es ſoll ja durch allmählige mühſame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in ſich verſchloſſene Gemüther haben keinen Hang, keine Luſt, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth beſaß der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte ſich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und im Sezzen der Farben, ſondern auch in der Bildhauerey, und zur Erholung ſpielte er auf der Geige, und ſang artige Lieder. Wohin alſo ſein vielbefaſſender Geiſt ſich auch wandte, ſo ward er immer von den Muſen und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmosphäre ſchwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erhohlung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens. Von allen Beſchäftigungen aber lag die Mahlerey ihm zunächſt am Herzen; und zu ſeines Lehrers Beſchämuug brachte er es darin nach kurzer Zeit ſo weit, daß er ihn ſelbſt übertraf. Ein Beweis, daß die Kunſt ſich eigentlich nicht lernt, und nicht gelehrt wird, ſondern

daß

daß ihr Strohm, wenn er nur auf eine kurze Strecke geführt und gerichtet iſt, unbeherrſcht aus eigener Seele quillt.

Da ſeine Einbildung ſo fruchtbar und reich an allerley bedeutenden und ſprechenden Bildern war, ſo zeigte ſich in ſeiner lebhaften Jugend, wo alle Kräfte ſich mit Gewalt in ihm hervordrängten, ſein Geiſt nicht in gewöhnlichen, unſchmackhaften Nachahmungen, ſondern in außerordentlichen, reichen, ja faſt ausſchweifenden und ſeltſamen Vorſtellungen. So mahlte er einſt unſre erſten Vorältern im Paradieſe, welches er durch alle mögliche Arten wunderbarer und fremdgeſtalteter Thiere, und durch eine unendliche, mühſame Verſchiedenheit der Pflanzen und Bäume, ſo bereicherte und ausſchmückte, daß man über die Mannigfaltigkeit erſtaunen mußte, und ſeine Augen nicht von dem Bilde abziehn konnte. Noch wunderbarer war der Meduſenkopf, den er einſt auf ein hölzernes Schild für einen Bauern mahlte: er ſetzte ihn aus den Gliedern aller nur erſinnlichen häßlichen Gewürme und gräulicher Unthiere zuſammen, ſo daß man gar nichts Erſchrecklicheres ſehen mochte. Die Erfahrenheit der Jahre ordnete nachher dieſen wilden, üppigen Reichthum in ſeinem Geiſte.

Aber ich will zur Hauptſache eilen, und verſuchen, ob ich eine Abſchilderung von dem vielumfaſſenden Eifer dieſes Mannes geben kann.

In der Mahlerey trachtete er mit unermüdlicher Begier nach immer höheren Vollkommenheiten, und nicht in einer, sondern in allen Arten; und mit dem Studium der Geheimnisse des Pinsels verband er die fleißigste Beobachtung, die, als sein Genius, ihn durch alle Scenen des gewöhnlichen Lebens leitete, und ihn auf allen seinen Wegen, wo andre es nicht ahndeten, die schönsten Früchte für sein Lieblingsfach einsammeln ließ. Also war er selbst das größeste Beispiel zu den Lehren, die er in seinem vortrefflichen Werke von der Mahlerey ertheilt, daß nämlich ein Mahler sich allgemein machen solle, und nicht alle Dinge nach einem einzigen angewöhnten Handgriff, sondern ein jedes nach seiner besonderen Eigenthümlichkeit darstellen müsse; — und denn, daß man sich nicht an einen Meister hängen, sondern selbst frey die Natur in allem ihren Wesen erforschen solle, indem man sonst ein Enkel, nicht aber ein Sohn der Natur genannt zu werden verdiene.

Aus eben dieser Schrift, der einzigen unter seinen gelehrten Arbeiten, die zu den Augen der Welt gelangt ist, und die man mit Recht das goldene Buch des Leonardo nennen könnte, wird uns offenbar, wie tiefsinnig er immer die Lehren und Regeln der Kunst mit dem Ausüben derselben verknüpfte. Die Beschaffenheit des menschlichen Körpers hatte er in allen nur ersinnlichen Wendungen und Stel-

lungen, bis auf das kleinſte, ſo in ſeiner Gewalt, als wenn er ihn ſelber geſchaffen hätte; und immer ging er geradezu auf den beſtimmten Sinn und die körperliche ſowohl als geiſtige Bedeutung los, die in jeder Figur liegen ſollte. Denn billig muß, wie auch er ſelbſt in ſeinem Buche zu verſtehen giebt, ein jedes Kunſtwerk eine doppelte Sprache reden, eine des Leibes und eine der Seele. An einigen Orten in ſeinem Buche giebt er Anleitung, wie man eine Schlacht, einen Seeſturm, eine große Verſammlung mahlen ſolle; und da iſt ſeine Einbildung ſo thätig und wirkſam, daß ſie ſchnell die deutlichſten und ſprechendſten Züge in Worten zu einem auffallenden Ganzen zuſammenträgt.

Leonardo wußte, daß der Kunſtgeiſt eine Flamme von ganz anderer Natur iſt, als der Enthuſiasmus der Dichter. Es iſt nicht darauf angeſehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebähren; der Kunſtſinn ſoll vielmehr ämſig außer ſich herumſchweifen, und ſich um alle Geſtalten der Schöpfung mit behender Geſchicklichkeit herumlegen, und die Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geiſtes aufbewahren; ſo daß der Künſtler, wenn er die Hand zur Arbeit anſetzt, ſchon eine Welt von allen Dingen in ſich finde. Leonardo ging nie, ohne ſeine Schreibtafeln bey ſich zu tragen; ſein begieriges Auge fand überall ein Opfer für ſeine Muſe. Dann kann man ſagen, daß man

vom Kunſtſinne ganz durchglüht und durchdrungen ſey, wenn man ſo alles um ſich her ſeiner Hauptneigung unterthänig macht. Jeden kleinen Theil des menſchlichen Körpers, der ihm an irgend einem Vorübergehenden wohlgefiel, jede flüchtige reizende Stellung und Wendung haſchte er auf, und trug es ſeinem Schatze bey. Es gefielen ihm vorzüglich wunderliche Angeſichter mit beſonderen Haaren und Bärten; weswegen er ſolchen Leuten manchmal lange nachging, daß er ſie feſt in ſeinen Sinn faßte, da er ſie alsdann zu Hauſe ſo natürlich, als ob ſie ihm gegenwärtig geſeſſen hätten, hinmahlte. Auch wann zwey Perſonen, ohne daß ſie einen Zuſchauer zu haben glaubten, ganz unbefangen und ihrem Willen überlaſſen, mit einander ſprachen, oder wann ein heftiges Gezänk entſtand, oder ihm ſonſt menſchliche Affekten und Gemüthsbewegungen in ihrem vollen Leben und ihrer ganzen Kraft in den Weg kamen, ſo verſäumte er niemals, ſich die Umriſſe und die Zuſammenfügung der Theile zum Ganzen wohl zu zu merken. Auch betrachtete er, was manchem lächerlich vorkommen mag, oft lange und ganz in ſich verloren, altes Gemäuer, worauf die Zeit mit allerley wunderbaren Figuren und Farben geſpielt hatte, oder vielfarbige Steine mit irgend ſeltſamen Zeichnungen. Daraus ſprang ihm dann, während des unverrückten Anſchauens, manche ſchöne Idee von Landſchaften, oder Schlachtgewimmel, oder

fremden Stellungen und Gesichtern hervor. Darum giebt er auch in seinem Buche selbst die Regel, dergleichen zur Ergetzung fleißig zu betrachten, weil der Geist durch dergleichen verwirrte Dinge zu Erfindungen aufgemuntert werde. — Man sieht, wie der ungemeine und von keinem nach ihm erreichte Geist des Leonardo, aus allen Dingen, auch den geringgeachtetsten und kleinsten, Gold zu ziehen wußte.

In der Wissenschaft seiner Kunst war vielleicht nie ein Mahler erfahrner und gelehrter als er. Die Kenntniß der inneren Theile des menschlichen Körpers und des ganzen Räder- und Hebelwerks dieser Maschine, — die Kenntniß des Lichts und der Farben, und wie beyde auf einander wirken, und sich eines mit dem andern vermählt, — die Lehre von den Verhältnissen, nach welchen die Dinge in der Entfernung kleiner und schwächer erscheinen; — alle diese Wissenschaften, welche in der That zu dem wahren, ursprünglichen Fundamente der Kunst gehören, hatte er bis in ihre tiefsten Abgründe durchdrungen.

Wie aber schon erwähnt ist, so war er nicht bloß ein großer Mahler, sondern auch ein guter Bildhauer, wie auch ein ansehnlicher Baumeister. Er war in allen Zweigen der mathematischen Wissenschaften erfahren; ein tiefer Kenner der Musik, ein angenehmer Sänger und Spieler auf der Geige,

und ſinnreicher Dichter. Kurz, wenn er in den fabelhaften Zeiten gelebt hätte, ſo wäre er unfehlbar für einen Sohn des Apollo gehalten worden. Ja, er hatte ſeine Luſt daran, ſich in allerley Fertigkeiten, wenn ſie auch ganz außer ſeinem Wege lagen, hervorzuthun. So war er im Reiten und Regieren der Pferde, ſo wie auch in der Führung des Degens ſo wohl geübt, daß ein Unwiſſender hätte meynen ſollen, er habe ſein ganzes Leben hindurch dieſem allein obgelegen. Mit wunderbaren mechaniſchen Kunſtſtücken, und mit den geheimen Kräften der Naturkörper war er ſo vertraut, daß er einſt, bey einer feyerlichen Gelegenheit, die Figur eines Löwen von Holz machte, welcher ſich ſelbſt bewegte; und ein andermal hatte er aus einem gewiſſen dünnen Zeuge kleine Vögel gebildet, welche von ſelbſt frey in die Luft empor ſchwebten. So hatte ſein Geiſt einen angebohrenen Reiz, immer etwas Neues zu erſinnen, der ihn in beſtändiger Thätigkeit und Anſtrengung erhielt. Alle ſeine Talente aber wurden durch edle und einnehmende Sitten, wie Edelgeſteine durch eine goldene Einfaſſung erhöht. Und damit der außerordentliche Mann auch den gemeinſten und blödeſten Augen hervorſtechend und ausgezeichnet erſcheinen möchte, ſo hatte die freygebige Natur ihn ausdrücklich mit einer wunderbaren Leibesſtärke, und zu allem dem endlich mit einer ſehr ehrwürdigen Bildung, und einem Geſichte, das man lieben und verehren mußte, begabt.

Der forschende Geist der ernsthaften Wissenschaften scheinet dem bildenden Geiste der Kunst so ungleichartig, daß man fast, dem ersten Anblicke nach, an zwey verschiedene Gattungen von Wesen für beyde glauben möchte. Und in der That sind nur wenige Sterbliche so eingerichtet, daß sie diesem zwiefachen Genius opfern könnten. Welcher aber in seiner eigenen Seele die Heimath aller der Erkenntnisse und Kräfte, worin sonst viele sich theilen, findet, und wessen Geist, mit gleichem Eifer und Glücke, duch Schlüsse der Vernunft Wahrheiten ausrechnet, und Einbildungen seines inneren Sinnes durch Mühsamkeit der Hand in sichtbare Darstellungen hervordrängt: — ein solcher muß der ganzen Welt Erstaunen und Bewunderung abnöthigen. Und wenn er überdies nicht bloß einer einzigen Kunst ergeben ist, sondern mehrere in sich vereinigt, ihre geheime Verwandtschaft fühlt, und die göttliche Flamme, die in allen weht, in seinem Inneren empfindet; so ist dieser Mann von der Hand des Himmels gewiß auf eine wunderbare Weise vor andern Menschen hervorgehoben, und es werden viele mit ihren Gedanken nicht einmal an ihn heranreichen können. —

Der Hof des mayländischen Herzogs, Lodovico Sforza, war der Hauptschauplatz, wo Leonardo da Vinci, als oberster Vorsteher der Akademie, seine vielfache Geschicklichkeiten entfaltete. Hier zeigte er

ſich in vortrefflichen Gemählden und Bildwerken; hier verbreitete er ſeinen guten Geſchmack in Gebäuden; er war förmlich unter der Zahl der Tonkünſtler als Spieler auf der Geige angeſtellt; er führte mit tiefer Einſicht den ſchweren Bau eines Waſſerkanals über Berge und Thäler, — und ſo ſtellte er bloß in ſeiner Perſon faſt eine ganze Akademie aller menſchlichen Erkenntniſſe und Fertigkeiten vor. Ehe er den Bau des Kanals übernahm, begab er ſich nach Valverola, dem Landſitz einer ſeiner angeſehenen Freunde, und legte ſich dort, unter Begünſtigung der ländlichen Muſe, mit großem Fleiß auf das Mathematiſche der Baukunſt. Auf dieſem ſtillen Landſitze brachte er nachher etliche Jahre zu, lag mit philoſophiſchem Geiſte den mathematiſchen, und allen nur irgend zu einer gründlichen Theorie der bildenden Künſte gehörigen Studien ob, und verlor ſich ganz in tiefſinnige Spekulationen. Das Gepräge der in ſich gekehrten Weisheit trug er auch in ſeinem Äußeren, indem er ſich Haar und Bart ſo lang hatte wachſen laſſen, daß er das Anſehen eines Einſiedlers hatte; — wie denn einige in ſeinem unermüdeten Fleiß auch den Bewegungsgrund finden wollen, daß er zeitlebens unverheirathet blieb. — Während des Aufenthalts in ſeiner ländlichen Einſamkeit trug er nun auch die Reſultate ſeines Studiums, durch ſeinen Geiſt geſeigert und geläutert, und mit ſeinen eigenen ſehr ſcharf-

ſinnigen Gedanken und Beobachtungen verſetzt, in ausführlichen Werken zuſammen, welche ſich, von ſeiner eigenen theuren Hand geſchrieben, noch itzt in dem großen ambroſianiſchen Bücherſchatze zu Mayland befinden.

Aber ach! es iſt auch dieſe, wie ſo manche andre uralte, mit ehrwürdigem Staube bedeckte Handſchrift in den Bücherſchätzen der Großen, ein unangerührtes Heiligthum, vor welchem die unverſtändigen Söhne unſers Zeitalters, höchſtens mit einer leeren Ehrfurchtsbezeugung, vorübergehn. Das Manuſcript wartet noch auf denjenigen, welcher den Geiſt des alten Mahlers, der darin verzaubert ſchläft, daraus erwecken, und aus den lange getragenen Banden erlöſen ſoll.

Alle die Schönheiten und das Vortreffliche in den vielen Gemählden unſers Leonardo aus einander zu ſetzen, iſt meine Feder nicht im Stande. Sein berühmteſtes Bild iſt wohl die Vorſtellung des heiligen Abendmahles in dem Refectorium der Dominikaner zu Mayland. Man bewundert darin den ſeelenvollen Ausdruck in den Köpfen der Jünger Chriſti, wie jeder den Herrn zu fragen ſcheinet: Herr! bin ich's? Die alten Anekdotenſammler der Kunſt erzählen, daß Leonardo, nachdem er die übrigen Figuren vollendet, eine Weile gezögert, und immer bey ſich überlegt und nachgedacht, oder (um vielleicht eigentlicher zu reden) auf glückliche Ein-

gebungen geharret habe, wie er das verrätherische Gesicht des Judas, und das erhabene Antlitz Jesu, recht vollkommen ausdrücken solle; worauf der Prior des Klosters einen einleuchtenden Beweis seines Unverstandes gegeben, indem er ihn, wie einen Tagelöhner, über sein Zögern zur Rede gestellt habe.

Noch eines Gemähldes des Leonardo muß ich, eines merkwürdigen Umstandes halber, gedenken. Ich meyne das Bildniß der Lisa del Giocondo, (der Gemahlinn des Francesco) an welchem er vier Jahre arbeitete, ohne durch die sorgfältigste und feinste Ausarbeitung jedes Härchens, den Geist und das Leben des Ganzen zu ersticken. So oft nun die edle Frau ihm zum Mahlen saß, rief er allemal einige Personen herzu, die sie durch eine angenehme und muntre Musik auf Instrumenten, mit der menschlichen Stimme begleitet, aufheitern mußten. Ein sehr sinnreicher Einfall, wegen dessen ich den Leonardo immer bewundert habe. Er wußte nur zu wohl, daß bey Personen, welche zum Mahlen sitzen, sich gewöhnlich eine trockene und leere Ernsthaftigkeit auf ihrem Gesichte einzufinden pflegt, und daß eine solche Miene, wenn sie im Gemählde in bleibenden Zügen festgehalten wird, ein ungefälliges oder wohl gar finsteres Ansehen gewinnt. Dagegen kannte er die Wirkuug einer fröhlichen Musik, wie sie sich in den Mienen des Gesichts abspiegelt, wie sie alle Züge auflöst, und in ein liebliches,

reges Spiel ſetzt. So trug er die ſprechenden Reize des Anlitzes lebendig auf die Tafel über, und wußte bey Ausübung der einen Kunſt ſich der andern ſo glücklich als Gehülfinn zu bedienen, daß dieſe auf jene ihren Wiederſchein warf.

Wie viele geſchickte Mahler aus des Leonardo Schule ausgegangen, und wie angeſehen und allgemein verehrt er in ſeinem Leben war, läßt ſich gedenken. Als er einſt in einem Kloſter vor Florenz nur den Entwurf zu einem großen Altarblatte gemacht hatte, ward der Ruf dieſes Entwurfs ſo groß, daß zwey Tage lang eine Menge Volks aus der Stadt dahin wallfahrtete, und man hätte meynen ſollen, es würde ein Feſt oder eine Proceſſion gehalten.

In Florenz hatte Leonardo da Vinci ſich wieder aufgehalten, ſeitdem in den kriegeriſchen Zeiten von Italien, der Herzog Lodovico Sforza von Mayland eine gänzliche Niederlage erlitten hatte, und die Akademie zu Mayland ganz zerſtiebt war. In ſeinem hohen Alter ward er noch von König Franz dem Erſten, aus Florenz nach Frankreich berufen.

Der Monarch ſchätzte ihn über alles hoch, und empfing den alten fünf und ſiebzigjährigen Mann mit beſonderer Freundlichkeit und Achtung. Allein es war ihm nicht beſchieden, ſein Leben in dem ihm neuen Lande noch hoch zu bringen. Die Beſchwer-

lichkeiten der Reise und die Verschiedenheit der Landesart mußten ihm die Krankheit zugezogen haben, die ihn nicht lange nach seiner Ankunft befiel. Der König besuchte ihn fleißig in seiner Krankheit, und bezeigte sich sehr besorgt um ihn. Als er einst auch zu ihm kam, an sein Lager trat, und der alte Mann sich im Bette aufrichten wollte, um dem Könige für seine Gnade zu danken, ward er unvermerkt von einer Schwachheit überfallen, — der König unterstützte ihn mit seinen Armen, — aber der Athem ging ihm aus, — und der Geist, der so viele und große Dinge gewirkt hatte, welche noch jetzt in ihrer Vollkommenheit bestehen, war durch einen einzigen Hauch, wie ein Blatt von der Erde, weggeweht. —

Wenn der Glanz der Kronen das Licht ist, welches das Gedeihen der Künste vorzüglich befördert, so kann man die Scene, die an dem Ende von Leonardo's Leben steht, gewissermaßen als eine Apotheose des Künstlers ansehen; in den Augen der Welt wenigstens mußte es für alle Thaten des großen Mannes ein würdiger Lohn erscheinen, in den Armen eines Königs zu erblassen. — —

Man wird mich nun vielleicht fragen: Ob ich denn nun diesen hier so hoch gepriesenen Leonardo da Vinci als den vortrefflichsten, und als das Haupt aller Mahler aufstellen, und alle Schüler auffordern wollte, daß sie gerade so zu werden streben sollten, wie er?

Aber anſtatt zu antworten, frage ich wieder: Ob es denn nicht erlaubt ſey, ſeinen Blick einmal abſichtlich auf den großen und betrachtungswürdigen Geiſt eines einzigen Mannes zu beſchränken, um ſeine eigenthümlichen Vortrefflichkeiten einmal recht für ſich, in ihrem Zuſammenhange zu überſchauen? — und ob man wohl ſo dreiſt, mit der anmaßenden Strenge eines Richteramtes, die Künſtler nach Maaß und Gewicht ihrer Verdienſte in Reih' und Glied ſtellen könne, wie die Lehrer der Moral tugend- und laſterhafte Menſchen, nach genauen Regeln des Ranges, über- und untereinander zu ſetzen ſich vermeſſen?

Ich meyne, man könne Geiſter von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, die beyde große Eigenſchaften haben, beyde bewundern. Die Geiſter der Menſchen ſind eben ſo unendlich mannigfaltig, als es ihre Geſichtsbildungen ſind. Und nennen wir nicht das ehrwürdige, faltenreiche, weisheitsvolle Antlitz des Greiſes eben ſo wohl ſchön, als das unbefangene, Empfindung athmende, zauberhafte Geſicht der Jungfrau?

Allein bey dieſer bildlichen Vorſtellung möchte mir jemand ſagen: Wenn aber das Loſungswort Schönheit ertönt, drängt ſich dir da nicht unwillkührlich aus innerer Seele das letztere Bild, das Bild der Venus Urania in deinem Buſen hervor?

Und hierauf weiß ich freylich nichts zu antworten.

Wer bey meinem zwiefachen Bilde, wie ich, an den Geiſt des Mannes, den wir eben geſchildert haben, und an den Geiſt desjenigen, den ich den Göttlichen zu nennen pflege, gedenkt, wird in dieſer Gleichnißrede vielleicht Stoff zum Nachſinnen finden. Dergleichen Phantaſeyen, die uns in den Sinn kommen, verbreiten oftmals auf wunderbare Weiſe ein helleres Licht über einen Gegenſtand, als die Schlußreden der Vernunft; und es liegt neben den ſogenannten höheren Erkenntnißkräften ein Zauberſpiegel in unſrer Seele, der uns die Dinge manchmal vielleicht am kräftigſten dargeſtellt zeigt. —

## 5.

# Zwey Gemählde schilderungen.

Ein schönes Bild oder Gemählde ist, meinem Sinne nach, eigentlich gar nicht zu beschreiben; denn in dem Augenblicke, da man mehr als ein einziges Wort darüber sagt, fliegt die Einbildung von der Tafel weg, und gaukelt für sich allein in den Lüften. Drum haben die alten Chronikenschreiber der Kunst mich sehr weise gedünket, wenn sie ein Gemählde bloß: ein vortreffliches, ein unvergleichliches, ein über alles herrliches nennen; indem es mir unmöglich scheint, mehr davon zu sagen. Indessen ist es mir beygefallen, ein paar Bilder einmal auf die folgende Art zu schildern, wovon ich die zwey Proben, die mir von selbst in den Sinn gekommen sind, um der eignen Art willen, ohne daß ich diese Art für etwas sehr Vorzügliches halten mag, doch zu Jedermanns Ansicht hersetzen will.

### Erstes Bild.

Die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde, und der kleine Johannes.

Maria.

Warum bin ich doch so überselig,
Und zum allerhöchsten Glück erlesen,

Das die Erde jemals tragen mag?
Ich verzage bey dem großen Glücke,
Und ich weiß nicht Dank dafür zu sagen,
Nicht mit Thränen, nicht mit lauter Freude,
Nur mit Lächeln und mit tiefer Wehmuth
Kann ich auf dem Götterkinde ruhen,
Und mein Blick vermag es nicht, zum Himmel,
Und zum gütigen Vater aufzusteigen.
Nimmer werden meine Augen müde,
Dieses Kind, das mir im Schooße spielet,
Anzusehn mit tiefer Herzensfreude.
Ach! und welche fremde, große Dinge,
Die das unschuldvolle Kind nicht ahndet,
Leuchten aus den klugen blauen Augen,
Und aus all den kleinen Gaukeleyen!
Ach! ich weiß nicht was ich sagen soll!
Dünkt michs doch, ich sey nicht mehr auf dieser Erde,
Wenn ich in mir recht lebendig denke:
Ich, ich bin die Mutter dieses Kindes.

## Das Jesuskind.

Hübsch und bunt ist die Welt um mich her!
Doch ist's mir nicht wie den andern Kindern,
Doch kann ich nicht recht spielen,
Nichts fest angreifen mit der Hand,
Nicht lautjauchzend frohlocken.
Was sich lebendig
Vor meinen Augen regt und bewegt,
Kommt mir vor, wie vorbeygehend Schattenbild
Und artiges Blendwerk.
Aber innerlich bin ich froh,
Und denke mir innerlich schönere Sachen,
Die ich nicht sagen kann.

### Der kleine Johannes.

Ach! wie bet' ich es an, das Jesuskindlein!
Ach wie lieblich und voller Unschuld
Gaukelt es in der Mutter Schooß! —
Lieber Gott im Himmel, wie bet' ich heimlich zu Dir,
Und danke Dir,
Und preise Dich um Deine große Gnade,
Und flehe Deinen Segen herab auch für mich!

---

## Zweytes Bild.

## Die Anbetung der drey Weisen aus dem Morgenlande.

### Die drey Weisen.

Siehe! aus dem fernen Morgenlande
Kommen wir, vom schönen Stern geführet,
Wir, drey Weisen aus dem fernen Lande,
Wo die Sonn' in ihrer Pracht hervorgeht.
Lange Jahre haben wir nach Weisheit,
Nach der Weisheit Urquell hingetrachtet,
Haben viel erdacht in unserm Geiste;
Und dabey hat uns der Herr der Dinge
Kron' und Zepter gnadiglich verliehen,
Und bey unsrer langen Geistesarbeit
Uns mit silberweißem Haupt gesegnet.
Doch, wir kommen jetzt dahergezogen,
Aus dem Lande, wo die Sonn' emporsteigt,
Um die ganze Weisheit unsrer Jahre,
Unsre' ganze Wissenschaft und Kenntniß,
Ach! vor Dir, Du wunderbares Kindlein,
Demuthvoll hier in den Staub zu legen,
Und in unsern goldnen Königsmänteln,

Und mit unſern ſilberweißen Häuptern,
Ehrfurchtsvoll uns hier vor Dir zu beugen,
Hier zu huldigen und anzubeten.
Und zum Zeichen unſrer tiefen Ehrfurcht
Bringen wir Dir Myrrhen, Gold und Weihrauch,
Als ein würdig Opfer unſrer Andacht,
Wie wir es zu geben nur vermögen.

Maria.

Ach! preiſe, meine Seele, den Herrn!
Daß er mich ſo herrlich gemacht hat,
So hoch erhoben vor allem Volke!
Daß ich das Kindlein gebohren habe,
Das mir im Schooße ſpielet,
Das die Weiſen anzubeten
Aus dem fernen Morgenlande herziehn!
Ach! mein Auge vermag's nicht zu ertragen,
Und mein Herz bricht!
Alle tiefe Weisheit ihrer Jahre
Legen ſie vor dem Kindlein in den Staub:
Ihre Kniee gebeugt,
Ihre Häupter zur Erde geneigt,
Und am Boden liegen die goldnen Königsmäntel.
Gold, und Weihrauch, und Myrrhen
Bringen ſie zum Opfer;
Ach! dem Kind' ein groß und herrlich Opfer! —
O wie ſelig iſt die Mutter innerlich!
Aber ich vermag den weiſen Mannern
Nicht für ihre große Huld zu danken,
Nicht den Blick zum Himmel aufzuheben.
Aber herrliche und große Dinge
Stehen innerlich mir im Gemüthe.

## Das Jeſuskindlein.

Schön muß wohl das ferne Land ſeyn,
Wo die helle Sonn' emporſteigt;
Denn wie herrlich ſind die Männer!
Aber wie ſo alt und prächtig?
Ach! das iſt die tiefe Weisheit,
Daß ſie goldne Königsmäntel,
Silberweiße Häupter haben.
Und recht wunderbare Dinge
Haben ſie mir hergetragen!
Und doch knie'n ſie vor mir nieder, —
Seltſam ſcheinen mir die Männer,
Und ich weiß mir nicht zu ſagen,
Wie ich ſie recht nennen ſoll.

## 6.

# Einige Worte
über
# Allgemeinheit, Toleranz
und
# Menſchenliebe
in der Kunſt.

Der Schöpfer, welcher unſre Erde und alles was darauf iſt, gemacht hat, hat das ganze Erdenrund mit ſeinem Blick umfaßt, und den Strohm ſeines Segens über den ganzen Erdkreis ausgegoſſen. Aber aus ſeiner geheimnißvollen Werkſtatt hat Er tauſenderley unendlich-mannigfaltige Keime der Dinge über unſre Kugel hergeſtreut, die unendlich-mannigfaltige Früchte tragen, und zu Seiner Ehre zu dem größeſten, bunteſten Garten hervorſchießen. Auf wunderbare Weiſe führt Er ſeine Sonne um den Erdball in gemeſſenen Kreiſen herum, daß ihre Strahlen in tauſend Richtungen zur Erde kommen, und unter jedem Himmelsſtriche das Mark der Erde zu verſchiedenartigen Schöpfungen auskochen und hervortreiben.

Mit gleichem Auge ruht Er in einem großen Moment auf dem Werk seiner Hände, und empfängt mit Wohlgefallen das Opfer der ganzen lebendigen und leblosen Natur. Das Brüllen des Löwen ist Ihm so angenehm wie das Schreyen des Rennthiers; und die Aloe duftet Ihm eben so lieblich als Rose und Hyacinthe.

Auch der Mensch ist in tausendfacher Gestalt aus Seiner schaffenden Hand gegangen: — die Brüder eines Hauses kennen sich nicht, und verstehen sich nicht; sie reden verschiedene Sprachen, und staunen über einander: — aber Er kennt sie alle, und freuet sich aller; mit gleichem Auge ruht Er auf seiner Hände Werk, und empfängt das Opfer der ganzen Natur.

Auf mancherley Weise hört Er die Stimmen der Menschen von den himmlischen Dingen durcheinander reden, und weiß daß alle, — alle, wär' es auch wider ihr Wissen und Willen, — dennoch Ihn, den Unnennbaren, meynen.

So hört Er auch die innere Empfindung der Menschen in verschiedenen Zonen und in verschiedenen Zeitaltern verschiedene Sprachen reden, und hört, wie sie mit einander streiten und sich nicht verstehen: aber dem ewigen Geiste löst sich alles in Harmonie auf; er weiß, daß ein jeder die Sprache redet, die Er ihm angeschaffen hat, daß ein jeder sein Inneres äußert wie er kann und soll; — wenn

ſie in ihrer Blindheit unter einander ſtreiten, ſo weiß und erkennet Er, daß für ſich ein jeglicher Recht hat; er ſieht mit Wohlgefallen auf jeden und auf alle, und freut ſich des bunten Gemiſches.

Kunſt iſt die Blume menſchlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechſelnder Geſtalt erhebt ſie ſich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem was daran iſt, in ſeiner Hand hält, duftet auch von dieſer Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch.

Er erblickt in jeglichem Werke der Kunſt, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmliſchen Funken, der, von ihm ausgegangen, durch die Bruſt des Menſchen hindurch, in deſſen kleine Schöpfungen überging, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm iſt der gothiſche Tempel ſo wohlgefällig, als der Tempel des Griechen; und die rohe Kriegsmuſik der Wilden iſt Ihm ein ſo lieblicher Klang, als kunſtreiche Chöre und Kirchengeſänge.

Und wenn ich nun von Ihm, dem Unendlichen, durch die unermeßlichen Räume des Himmels, wieder zur Erde gelange, und mich unter meinen Mitbrüdern umſehe, — ach! ſo muß ich laute Klagen erheben, daß ſie ihrem ewigen großen Vorbilde im Himmel ſo wenig ähnlich zu werden ſich beſtreben. Sie zanken mit einander, und verſtehen ſich nicht,

und sehen nicht, daß sie alle nach demselben Ziele eilen, weil jeder mit festem Fuße auf seinem Standort stehen bleibt, und seine Augen nicht über das Ganze zu erheben weiß.

Blöden Menschen ist es nicht begreiflich, daß es auf unserer Erdkugel Antipoden gebe, und daß sie selber Antipoden sind. Sie denken sich den Ort, wo sie stehen, immer als den Schwerpunkt des Ganzen, — und ihrem Geiste mangeln die Schwingen, das ganze Erdenrund zu umfliegen, und das in sich selbst gegründete Ganze mit einem Blicke zu umspielen.

Und eben so betrachten sie ihr Gefühl als das Centrum alles Schönen in der Kunst, und sprechen wie vom Richterstuhle, über alles das entscheidende Urtheil ab, ohne zu bedenken, daß sie niemand zu Richtern gesetzt hat, und daß diejenigen, die von ihnen verurtheilt sind, sich eben sowohl dazu aufwerfen könnten.

Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianisch, und nicht unsre Sprache redet? —

Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute wie Griechenland? —

O so ahndet euch doch in die fremden Seelen hinein, und merket, daß ihr mit euren verkannten Brüdern die Geistesgaben aus derselben Hand

empfangen habt! Begreifet doch, daß jedes Wesen nur aus den Kräften, die es vom Himmel erhalten hat, Bildungen aus sich heraus schaffen kann, und daß einem jeden seine Schöpfungen gemäß seyn müssen. Und wenn ihr euch nicht in alle fremde Wesen hineinzufühlen, und durch ihr Gemüth hin, durch ihre Werke zu empfinden vermöget; so versuchet wenigstens, durch die Schlußketten des Verstandes mittelbar an diese Überzeugung heranzureichen. —

Hätte die aussäende Hand des Himmels den Keim deiner Seele auf die afrikanischen Sandwüsten fallen lassen, so würdest du aller Welt das glänzende Schwarz der Haut, das dicke, stumpfe Gesicht, und die kurzen, krausen Haare, als wesentliche Theile der höchsten Schönheit angepredigt und den ersten weißen Menschen verlacht oder gehaßt haben. Wäre deine Seele einige hundert Meilen weiter nach Osten, auf den Boden von Indien aufgegangen, so würdest du in den kleinen, seltsamgestalteten, vielarmigen Götzen den geheimen Geist fühlen, der, unsern Sinnen verborgen, darinnen weht, und würdest, wenn du die Bildsäule der medicäischen Venus erblicktest, nicht wissen was du davon halten solltest. Und hätte es Demjenigen, in dessen Macht du standest und stehst, gefallen, dich unter die Schaaren südlicher Insulaner zu werfen, so würdest du in jedem wilden Trommelschlag,

und den rohen gellenden Schlägen der Melodie, einen tiefen Sinn finden, von dem du jetzt keine Sylbe fassest. Würdest du aber in irgend einem dieser Fälle, die Gabe der Schöpfung oder die Gabe des Genusses der Kunst, aus einer andern Quelle, als aus der ewigen und allgemeinen, der du auch jetzt alle deine Schätze verdankest, empfangen haben? —

Das Einmaleins der Vernunft folgt unter allen Nationen der Erde denselben Gesetzen, und wird nur hier auf ein unendlich größeres, dort auf ein sehr geringes Feld von Gegenständen angewandt. — Auf ähnliche Weise ist das Kunstgefühl nur ein und derselbe himmlische Lichtstrahl, welcher aber, durch das manigfach-geschliffene Glas der Sinnlichkeit unter verschiedenen Zonen sich in tausenderley verschiedene Farben bricht.

Schönheit: ein wunderseltsames Wort! Erfindet erst neue Worte für jedes einzelne Kunstgefühl, für jedes einzelne Werk der Kunst! In jedem spielt eine andere Farbe, und für ein jedes sind andere Nerven in dem Gebäude des Menschen geschaffen.

Aber ihr spinnt aus diesem Worte, durch Künste des Verstandes, ein strenges System, und wollt alle Menschen zwingen, nach euren Vorschriften und Regeln zu fühlen, — und fühlet selber nicht.

Wer ein System glaubt, hat die allgemeine

Liebe aus ſeinem Herzen verdrängt! Erträglicher noch iſt Intoleranz des Gefühls, als Intoleranz des Verſtandes; — Aberglaube beſſer als Syſtemglaube. —

Könnt ihr den Melancholiſchen zwingen, daß er ſcherzhafte Lieder und muntern Tanz angenehm finde? Oder den Sanguiniſchen daß er ſein Herz den tragiſchen Schrecknuſſen mit Freude darbiete?

O laſſet doch jedes ſterbliche Weſen und jedes Volk unter der Sonne bey ſeinem Glauben und ſeiner Glückſeligkeit! und freuet euch, wenn andere ſich freuen, — wenn ihr euch auch über das, was ihnen das liebſte uud wehrtheſte iſt, nicht mit zu freuen verſteht.

Uns. Söhnen dieſes Jahrhunderts, iſt der Vorzug zu Theil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges ſtehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unſern Augen offenbar, um uns herum und zu unſern Füßen ausgebreitet liegen. So laſſet uns denn dieſes Glück benutzen, und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherſchweifen, und uns beſtreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menſchliche herauszufühlen. — —

Jegliches Weſen ſtrebt nach dem Schönſten: aber es kann nicht aus ſich heraus gehen, und ſieht das Schönſte nur in ſich. So wie in jedes ſterbliche Auge ein anderes Bild des Regenbogens

kommt, ſo wirft ſich jedem, aus der umgebenden Welt, ein anderes Abbild der Schönheit zurück. Die allgemeine, urſprüngliche Schönheit aber, die wir nur in Momenten der verklärten Anſchauung nennen, nicht in Worte auflöſen können, zeigt ſich Dem, der den Regenbogen, und das Auge, das ihn ſiehet, gemacht hat.

Ich habe meine Rede angefangen von Ihm, und ich kehre wieder zu Ihm zurück: — wie der Geiſt der Kunſt, — wie aller Geiſt von Ihm ausgeht, und durch die Atmosphäre der Erde, Ihm zum Opfer wieder entgegendringt. —

## 7.

# Ehrengedächtniß
unſers
ehrwürdigen Ahnherrn
# Albrecht Dürers.

Nürnberg! du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gaſſen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväteriſchen Häuſer und Kirchen, denen die feſte Spur von unſrer alten vaterländiſchen Kunſt eingedrückt iſt! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine ſo derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen ſie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländiſchen Kunſt warſt, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunſtgeiſt in deinen Mauern lebte und webte: — da Meiſter Hans Sachs und Adam Kraft; der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer, mit ſeinem Freunde, Wilibaldus Pikheimer, und ſo viel andre hochgelobte deutſche Männer noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünſcht! Wie oft iſt ſie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir

hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Bücherſälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beym Dämmerlicht der kleinen, rundſcheibigen Fenſter ſaß, und über den Folianten des wackeren Hans Sachs, oder über anderem alten, gelben, wurmgefreſſenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düſtern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemahlte Fenſter all das Bildwerk und die Mahlereyen der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert euch wieder, und ſehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O ich kenne ſie ja, die Myrthenwälder Italiens, — ich kenne ſie ja, die himmliſche Gluth in den begeiſterten Männern des beglückten Südens: — was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimaht der ſchönſten Stunden meines Lebens iſt! — ihr, die ihr überall Gränzen ſehet, wo keine ſind! Liegt Rom und Deutſchland nicht auf einer Erde? Hat der himmliſche Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Weſten nach Oſten über den Erdkreis geführt? Iſt ein Menſchenleben zu kurz? Sind die Alpen unüberſteiglich? — Nun ſo muß auch mehr als eine Liebe in der Bruſt des Menſchen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein trauernder Geiſt auf der geweiheten Stätte vor deinen Mauern, Nürnberg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht

Dürers ruhen, der einſt die Zierde von Deutſchland ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen beſucht: unter zahlloſen Grabſteinen, deren jeder mit einen ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunſt, bezeichnet iſt, und zwiſchen denen ſich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergeſſenen Gebeine unſers alten Albrecht Dürers, um deſſentwillen es mir lieb iſt, daß ich ein Deutſcher bin.

Wenigen muß es gegeben ſeyn, die Seele in deinen Bildern ſo zu verſtehen, und das Eigne und Beſondere darin mit ſolcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben ſcheinet; denn ich ſehe mich um, und finde wenige, die mit ſo herzlicher Liebe, mit ſolcher Verehrung vor dir verweilten, als ich.

Iſt es nicht, als wenn die Figuren in dieſen deinen Bildern wirkliche Menſchen wären, welche zuſammen redeten? Ein jeglicher iſt ſo eigenthümlich geſtempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher ſo aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar ſeinen Zweck erfüllt. Keiner iſt mit halber Seele da, wie man es öfters bey ſehr zierlichen Bildern neuerer Meiſter ſagen möchte; jeder iſt im vollen Leben ergriffen, und ſo auf die Tafel hingeſtellt. Wer klagen ſoll, klagt; wer zürnen ſoll, zürnt; und

wer beten ſoll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt ſich unnütz, oder bloß zum Augenſpiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles ſpricht uns gleichſam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht feſt im Gemüthe faſſen. Wir glauben alles, was der kunſtreiche Mann uns darſtellt; und es verwiſcht ſich nie aus unſerm Gedächtniß.

Wie iſt's, daß mir die heutigen Künſtler unſers Vaterlandes ſo anders erſcheinen, als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein geliebter Dürer? Wie iſt's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Mahlerkunſt weit ernſthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättet, als dieſe zierlichen Künſtler unſrer Tage? Mich dünkt, ich ſehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde ſtehet, — wie die Vorſtellung, die ihr ſichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorſchwebt, — wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuſchauer wohl am ſtärkſten und ſicherſten ergreifen, und ſeine Seele beym Anſehen am mächtigſten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Theilnahme und freundlichem Ernſt, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Weſen, auf die Tafel treu und langſam auftraget. — Aber die Neueren ſcheinen gar nicht zu wollen, daß man ernſthaft an dem,

was sie uns vorstellen, Theil nehmen solle; sie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunst nicht gerührt und veredelt, sondern aufs höchste geblendet und gekitzelt seyn wollen; sie bestreben sich, ihr Gemählde zu einen Probestück von recht vielen lieblichen und täuschenden Farben zu machen; sie prüfen ihren Witz in Ausstreuung des Lichtes und Schattens; — aber die Menschenfiguren scheinen öfters bloß um der Farben und um des Lichtes willen, wahrlich ich möchte sagen, als ein nothwendiges Übel im Bilde zu stehen.

Wehe muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Achtet man den Menschen nicht mehr, daß man ihn in der Kunst vernachläßigt, und ärtige Farben und allerhand Künstlichkeit mit Lichtern, der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unserm Albrecht sehr hochgeschätzten und vertheidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern gestehe, einiges aus Weißbegier wohl gelesen habe und in welchen viel Gutes verborgen seyn mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunst eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüth kommt. Denn es behauptet dieser Mann irgendwo ganz dreist und ausdrücklich: daß nächst der Theologie,

logie, unter allen Wiſſenſchaften und Künſten des menſchlichen Geiſtes, die Muſik den erſten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieſer kühne Ausſpruch meine Blicke ſehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein ſolcher Ausſpruch kommen konnte, mußte für die Kunſt grade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in ſo wenigen Gemüthern wohnt, und welche, nach meinem Bedünken, doch ſo ſehr natürlich und ſo bedeutend iſt.

Wenn nun die Kunſt, (ich meyne, ihr Haupt- und weſentlicher Theil,) wirklich von ſolcher Wichtigkeit iſt; ſo iſt es ſehr unwürdig und leichtſinnig, ſich von den ſprechenden und lehrreichen Menſchenfiguren unſers alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil ſie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchſte in der Kunſt hält, ausgeſtattet ſind. Es verräth nicht ein ganz geſundes uud reines Gemüth, wenn ſich jemand vor einer geiſtlichen Betrachtung, welche an ſich triftig und eindringend iſt, die Ohren zuhält, weil der Redner ſeine Worte nicht in zierlicher Ordnung ſtellet, oder weil er eine üble fremde Ausſprache, oder ein ſchlechtes Spiel mit Händen an ſich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, dieſe äußere, und ſo zu ſagen, bloß körperliche Schönheit der Kunſt, wo ich ſie

finde, nach Verdienſt zu ſchätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verſtoß angerechnet, daß du deine Menſchenfiguren nur ſo bequem neben einander hinſtellſt, ohne ſie künſtlich durch einander zu verſchränken, daß ſie ein methodiſches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieſer deiner unbefangenen Einfalt, und hefte mein Auge unwillkührlich zuerſt auf die Seele uud tiefe Bedeutung deiner Menſchen, ohne daß mir dergleichen Tadelſucht nur in den Sinn kommt. Viele Perſonen aber ſcheinen von derſelben, wie von einem böſen, quälenden Geiſte, ſo geplagt, daß ſie dadurch zu verachten und zu verhöhnen angereizt werden, ehe ſie ruhig betrachten können, — und am allerwenigſten über die Schranken der Gegenwart ſich in die Vorzeit hinüberzuſetzen vermögen. Gern will ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt kläger und gelehrter von Farben, Licht und Zuſammenfügung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verſtand; ſpricht aber ſein eigener Geiſt aus dem Knaben, oder nicht vielmehr die Kunſtweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunſt faſſen nur einzelne auserwählte Geiſter auf einmal, mag auch ſchon die Führung des Pinſels noch ſehr mangelhaft ſeyn; alle die Außenwerke der Kunſt hingegen wer-

den nach und nach, durch Erfindung, Übung und Nachdenken zur Vollkommenheit gebracht. Es ist aber eine schnöde und betrauernswehrte Eitelkeit, die das Verdienst der Zeiten ihrem eigenen schwachen Haupte zur Krone aufsetzt, und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verstecken will. Hinweg, ihr weisen Knaben, von dem alten Künstler von Nürnberg! — und daß keiner verspottend ihn zu richten sich vermesse, der noch kindisch darüber naserümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeistern hatte, oder daß man zu seiner Zeit so seltsam altfränkische Kleider trug!

Denn auch um deßwillen wollen die heutigen Lehrer ihn, so wie manchen andern guten Mahler seines Jahrhunderts, nicht schön und edel nennen, weil sie die Geschichte aller Völker, und wohl selbst die geistlichen Historien unserer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke dabey, wie doch ein jeder Künstler, der die Wesen vergangener Jahrhunderte durch seine Brust gehen läßt, sie mit dem Geist und Athem seines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich ist, daß die Schöpfungskraft des Menschen alles Fremde und Entfernte, und also auch selbst die himmlischen Wesen, sich liebend nahe bringt, und in die wohlbekannten und geliebten Formen seiner Welt und seines Gesichtskreises hüllt.

Als Albrecht den Pinsel führte, da war der

Deutſche auf dem Völkerſchauplatz unſers Welttheils noch ein eigenthümlicher und ausgezeichneter Charakter von feſtem Beſtand; und ſeinen Bildern iſt nicht nur in Geſichtsbildung und im ganzen Äußeren, ſondern auch im inneren Geiſte, dieſes ernſthafte, grade und kräftige Weſen des deutſchen Charakters, treu und deutlich eingeprägt. In unſern Zeiten iſt dieſer feſtbeſtimmte deutſche Charakter, und eben ſo die deutſche Kunſt, verloren gegangen. Der junge Deutſche lernt die Sprachen aller Völker Europa's, und ſoll prüfend und richtend aus dem Geiſte aller Nationen Nahrung ziehen; — und der Schüler der Kunſt wird belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels, und die Farben der venezianiſchen Schule, und die Wahrheit der Niederländer, und daß Zauberlicht des Corregio, alles zuſammen nachahmen, und auf dieſem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen ſolle. — O traurige Afterweisheit! O blinder Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit, und jedes Vorzügliche aller großen Künſtler der Erde, zuſammenſetzen, und durch das Betrachten aller, und das Erbetteln von ihren mannigfachen großen Gaben, ihrer aller Geiſt in ſich vereinigen, und ſie alle beſiegen könne! — Die Periode der eigenen Kraft iſt vorüber; man will durch ärmliches Nachahmen und klügelndes Zuſammenſetzen das verſagende Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterloſe Werke

ſind die Frucht. — Die deutſche Kunſt war ein frommer Jüngling in den Ringmauern einer kleinen Stadt unter Blutsfreunden häuslich erzogen; — nun ſie älter iſt, iſt ſie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinſtädtiſchen Sitten zugleich ſein Gefühl und ſein eigenthümliches Gepräge von der Seele weggewiſcht hat.

Ich möchte um Alles nicht, daß der zauberhafte Correggio, oder der prächtige Paolo Veroneſe, oder der gewaltige Buonarotti, eben ſo gemahlt hätten als Raphael. Und eben auch ſtimme ich keineswegs in die Redensarten derer mit ein, welche ſprechen: „Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine „zeitlang gehauſet, und die ächte Schönheit und das „Idealiſche vom Raphael abgelernt, ſo wäre er ein „großer Mahler geworden; man muß ihn bedauern, und ſich nur wundern, wie er es in ſeiner Lage noch ſo weit gebracht hat.“ Ich finde hier nichts zu bedauern, ſondern freue mich, daß das Schickſal dem deutſchen Boden an dieſen Manne einen ächtvaterländiſchen Mahler gegönnt hat. Er würde nicht er ſelber geblieben ſeyn; ſein Blut war kein italieniſches Blut. Er war für das Idealiſche und die erhabene Hoheit eines Raphaels nicht gebohren; er hatte daran ſeine Luſt, uns die Menſchen zu zeigen, wie ſie um ihn herum wirklich waren, und es iſt ihm gar trefflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen

jüngern Jahren die erſten Gemählde von Raphael ſowohl, als von dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergallerie ſah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen andern Mahlern, die ich kannte, dieſe beyden eine ganz beſonders nahe Verwandſchaft zu meinem Herzen hätten. Bey beyden gefiel es mir ſo ſehr, daß ſie ſo einfach und grade, ohne die zierlichen Umſchweife anderer Mahler, uns die Menſchheit in voller Seele, ſo klar und deutlich vor Augen ſtellen. Allein ich getraute mich damals nicht, meine Meynung jemanden zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die Mehreſten in dem alten deutſchen Mahler nichts als etwas ſehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indeß an dem Tage, da ich jene Bildergallerie geſehen hatte, ſo voll von dieſem neuen Gedanken, daß ich damit einſchlief, und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgeſicht vorkam, welches mich noch feſter in meinem Glauben beſtärkte. Es dünkte mich nämlich, als wenn ich, nach Mitternacht, von dem Gemach des Schloſſes, worin ich ſchlief, durch die dunklen Säle des Gebäudes, ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergallerie zuginge. Als ich an die Thür kam, hörte ich darin ein leiſes Gemurmel; — ich öffnete ſie, — und plötzlich fuhr ich zurück, denn der ganze große Saal war von einem ſeltſamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemählden ſtanden ihre ehr-

würdigen Meiſter in leibhafter Geſtalt da, und in ihrer alten Tracht, wie ich ſie in Bildniſſen geſehen hatte. Einer von ihnen, den ich nicht kannte, ſagte mir, daß ſie manche Nacht vom Himmel herunterſtiegen, und hier und dort auf Erden in Bilderſälen bey der nächtlichen Stille umherwankten, und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italieniſche Mahler erkannt' ich; von Niederländern ſah ich ſehr wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwiſchen ihnen durch; — und ſiehe! da ſtanden, abgeſondert von allen, Raphael und Albrecht Dürer Hand in Hand leibhaftig vor meinen Augen, und ſahen in freundlicher Ruhe ſchweigend ihre beyſammenhängenden Gemählde an. Den göttlichen Raphael anzureden hatte ich nicht den Muth; eine heimliche ehrerbietige Furcht verſchloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich ſo eben begrüßen, und meine Liebe vor ihm ausſchütten; — allein in dem Augenblick verwirrte ſich mit einem Getöſe Alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieſes Traumgeſicht hatte meinem Gemüth innige Freude gemacht, und dieſe ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Baſari las, wie die beyden herrlichen Künſtler auch bey ihren Lebzeiten wirklich, ohne ſich zu kennen, durch ihre Werke, Freunde geweſen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutſchen

vom Raphael mit Wohlgefallen angesehen wären, und er sie seiner Liebe nicht unwerth geachtet hätte.

Das aber kann ich freylich nicht verschweigen, daß mir nachher bey den Werken der beyden Mahler immer so wie in jenem Traum zu Muthe war, daß ich nämlich bey denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran versuchte, ihr ächtes Verdienst jemand zu erklären, und über ihre Vortrefflichkeiten mich in Worte auszubreiten wagte; bey den Werken Raphaels aber, immer von der himmlischen Schönheit so überfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden, noch jemandem deutlich auseinandersetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchte.

Aber ich will jetzt meine Blicke von dir nicht abwenden, mein Albrecht. Vergleichung ist ein gefährlicher Feind des Genusses; auch die höchste Schönheit der Kunst übt nur dann, wie sie soll, ihre volle Gewalt an uns aus, wenn unser Auge nicht zugleich seitwärts auf andere Schönheit blickt. Der Himmel hat seine Gaben unter die großen Künstler der Erde so vertheilet, daß wir durchaus genöthiget werden, vor einem jeglichen stille zu stehen, und jeglichem seinen Antheil unsrer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen; — auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten

Gebäuden und gothiſchen Thürmen, wächſt wahre Kunſt hervor.

Friede ſey mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! und möchteſt du wiſſen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen, dir fremden Welt, der Herold deines Namens bin. — Geſegnet ſey mir deine goldene Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutſchland eine eigene vaterländiſche Kunſt zu haben ſich rühmen konnte. — Aber die ſchönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg, und verſchwinden, wie glänzende Wolken über das Gewölbe des Himmels wegziehn. Sie ſind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen ſie aus innerer Liebe in ihr Gemüth zurück, aus beſtäubten Büchern, und bleibenden Werken der Kunſt.

# 8.

## Von

## zwey wunderbaren Sprachen

## und

## deren geheimnißvoller Kraft.

Die Sprache der Worte iſt eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohlthat des Schöpfers, daß er die Zunge des erſten Menſchen löſte, damit er alle Dinge, die der Höchſte um ihn her in die Welt geſetzt, und alle geiſtigen Bilder, die er in ſeine Seele gelegt hatte, nennen, und ſeinen Geiſt in dem mannigfaltigen Spiele mit dieſem Reichthum von Namen üben konnte. Durch Worte herrſchen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unſichtbare, das über uns ſchwebt, ziehen Worte nicht in unſer Gemüth herab.

Die irdiſchen Dinge haben wir in unſrer Hand, wenn wir ihre Namen ausſprechen; — aber wenn

wir die Allgüte Gottes, oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenstände sind, die unser ganzes Wesen ergreifen sollten, so wird allein unser Ohr mit leeren Schallen gefüllt, und unser Geist nicht, wie es sollte, erhoben.

Ich kenne aber zwey wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nämlich, (um nicht verwegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Inneren, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen, und drängen sich in jede Nerve und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meyne; die Natur und die Kunst. —

Seit meiner frühen Jugend her, da ich den Gott der Menschen zuerst aus den uralten heiligen Büchern unserer Religion kennen lernte, war mir die Natur immer das gründlichste und deutlichste Erklärungsbuch über sein Wesen und seine Eigenschaften. Das Säuseln in den Wipfeln des Waldes, und das Rollen des Donners, haben mir geheimnißvolle Dinge von ihm erzählet, die ich in

Worten nicht auſſetzen kann. Ein ſchönes Thal, von abentheuerlichen Felſengeſtalten umſchloſſen, oder ein glatter Fluß, worin gebeugte Bäume ſich ſpiegeln, oder eine heitere grüne Wieſe von dem blauen Himmel beſchienen, — ach dieſe Dinge haben in meinem inneren Gemüthe mehr wunderbare Regungen zuwege gebracht, haben meinen Geiſt von der Allmacht und Allgüte Gottes inniger erfüllt, und meine ganze Seele weit mehr gereinigt und erhoben, als es je die Sprache der Worte vermag. Sie iſt, dünkt mich, ein allzu irdiſches und grobes Werkzeug, um das Unkörperliche wie das Körperliche damit zu handhaben.

Ich finde hier einen groſſen Anlaß, die Macht und Güte des Schöpfers zu preiſen. Er hat um uns Menſchen eine unendliche Menge von Dingen umhergeſtellt, wovon jedes ein anderes Weſen hat, und wovon wir keines verſtehen und begreifen. Wir wiſſen nicht, was ein Baum iſt; nicht, was eine Wieſe, nicht, was ein Felſen iſt; wir können nicht in unſerer Sprache mit ihnen reden; wir verſtehen nur uns untereinander. Und dennoch hat der Schöpfer in das Menſchenherz eine ſolche wunderbare Sympathie zu dieſen Dingen gelegt, daß ſie demſelben, auf unbekannten Wegen, Gefühle, oder Geſinnungen, oder wie man es nennen mag zuführen, welche wir nie durch die abgemeſſenſten Worte erlangen.

Die Weltweiſen ſind, aus einem an ſich löblichen Eifer für die Wahrheit, irre gegangen; ſie haben die Geheimniſſe des Himmels aufdecken, und unter die irdiſchen Dinge, in irdiſche Beleuchtung ſtellen wollen, und die dunkeln Gefühle von denſelben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Bruſt verſtoßen. — Vermag der ſchwache Menſch die Geheimniſſe des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit ſeiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniederſteigen, hochmüthig von ſich weiſen? — Ich ehre ſie in tiefer Demuth; denn es iſt große Gnade von Gott, daß er uns dieſe ächten Zeugen der Wahrheit herabgeſendet. Ich falte die Hände und bete an. —

Die Kunſt iſt eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr iſt, durch ähnliche dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menſchen eigen. Sie redet durch Bilder der Menſchen, und bedienet ſich alſo einer Hieroglyphenſchrift, deren Zeichen wir dem Äußern nach kennen und verſtehen. Aber ſie ſchmelzt das Geiſtige und Unſinnliche, auf eine ſo rührende und bewundernswürdige Weiſe, in die ſichtbaren Geſtalten hinein, daß wiederum unſer ganzes Weſen, und alles, was an uns iſt, von Grund auf bewegt und erſchüttert wird. Manche Gemählde aus der Lei-

densgeſchichte Chriſti, oder von unſrer heiligen Jungfrau, oder aus der Geſchichte der Heiligen, haben, ich darf es wohl ſagen, mein Gemüth mehr geſäubert, und meinem inneren Sinne tugendſeligere Geſinnungen eingeflößet, als Syſteme der Moral und geiſtliche Betrachtungen. Ich denke unter andern noch mit Inbrunſt an ein über alles herrlich gemahltes Bild unſers heiligen Sebaſtian, wie er nackt an einen Baum gebunden ſteht, ein Engel ihm die Pfeile aus der Bruſt zieht, und ein anderer Engel vom Himmel einen Blumenkranz für ſein Haupt bringt. Dieſem Gemählde verdanke ich ſehr eindringliche und haftende chriſtliche Geſinnungen, und ich kann mir jetzt kaum daſſelbe lebhaft vorſtellen, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

Die Lehren der Weiſen ſetzen nur unſer Gehirn, nur die eine Hälfte unſeres Selbſt, in Bewegung; aber die zwey wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unſre Sinne ſowohl als unſern Geiſt; oder vielmehr ſcheinen dabey, (wie ich es nicht anders ausdrücken kann) alle Theile unſers (uns unbegreiflichen) Weſens zu einem einzigen, neuen Organ zuſammenzuſchmelzen, welches die himmliſchen Wunder, auf dieſem zwiefachen Wege, faßt und begreift.

Die eine der Sprachen, welche der Höchſte ſelber von Ewigkeit zu Ewigkeit fortredet, die ewig lebendige, unendliche Natur, ziehet uns durch die

weiten Räume der Lüfte unmittelbar zu der Gottheit hinauf. Die Kunſt aber, die, durch ſinnreiche Zuſammenſetzungen von gefärbter Erde und etwas Feuchtigkeit, die menſchliche Geſtalt in einem engen, begränzten Raume, nach innerer Vollendung ſtrebend, nachahmt, (eine Art von Schöpfung, wie ſie ſterblichen Weſen hervorzubringen vergönnt ward) — ſie ſchließt uns die Schätze in der menſchlichen Bruſt auf, richtet unſern Blick in unſer Inneres, und zeigt uns das Unſichtbare, ich meyne alles was edel, groß und göttlich iſt, in menſchlicher Geſtalt. —

Wenn ich aus dem Gottgeweiheten Tempel unſers Kloſters von der Betrachtung Chriſti am Kreuz, ins Freye hinaustrete, und der Sonnenſchein vom blauen Himmel mich warm und lebendig umfängt, und die ſchöne Landſchaft mit Bergen, Gewäſſer und Bäumen mein Auge rührt; ſo ſehe ich eine eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf eigene Weiſen große Dinge in meinem Inneren ſich erheben — Und wenn ich aus dem Freyen wieder in den Tempel trete, und das Gemählde von Chriſto am Kreuze mit Ernſt und Innigkeit betrachte; ſo ſehe ich wiederum eine andre ganz eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf andre, eigene Weiſe ſich große Dinge in meinem Inneren erheben. —

Die Kunſt ſtellet uns die höchſte menſchliche Vollendung dar. Die Natur, ſo viel davon ein

ſterbliches Auge ſieht, gleichet abgebrochenen Orakelſprüchen aus dem Munde der Gottheit. Iſt es aber erlaubt, alſo von dergleichen Dingen zu reden, ſo möchte man vielleicht ſagen, daß Gott wohl die ganze Natur oder die ganze Welt auf ähnliche Art, wie wir ein Kunſtwerk, anſehen möge.

## 9.

# Von den Seltſamkeiten des alten Mahlers, Piero di Coſimo,

aus der Florentiniſchen Schule.

Die Natur, die ewig ämſige Arbeiterinn, fertigt, mit immer geſchäftigen Händen, Millionen Weſen alles Geſchlechtes, und wirft ſie ins irdiſche Leben hinein. Mit leichtem, ſpielendem Scherze miſcht ſie ohne hinzuſehen, die Stoffe, wie ſie ſich nun ſchicken mögen, auf mannigfache Weiſe zuſammen, und überläßt ein jedes Weſen, das ihrer Hand entfällt, ſeiner Luſt und ſeiner Qual. Und eben ſo wie ſie manchmal in den Reichen des Lebloſen muthwillig ſeltſame und monſtröſe Geſtalten unter die Menge wirft; ſo bringt ſie auch unter den Menſchen alle Jahrhunderte einige Seltenheiten hervor, welche ſie zwiſchen Tauſende gewöhnlicher Art verſteckt. Aber dieſe ſeltſamen Geiſter vergehen gleich den allergemeinſten: die wißbegierige

Nachwelt ſammelt aus Schriften die einzeln geſtammelten Laute zuſammen, die ſie uns ſchildern ſollen; allein wir gewinnen kein faßliches Bild, und lernen ſie niemals völlig verſtehen. Konnten doch auch die, welche ſie mit Augen ſahen, ſie nicht völlig begreifen, ja ſie begriffen ſich ſelber kaum. Wir können ſie, wie im Grunde Alles in der Welt, nur bloß mit leerer Verwunderung betrachten. —

Dieſe Gedanken ſind bey mir rege geworden, indem ich in den Hiſtorien der alten Mahler auf den wunderbaren Piero di Coſimo geſtoßen bin. Die Natur hatte ſein Inneres mit einer immer gährenden Phantaſie erfüllt, und ſeinen Geiſt mit ſchweren und düſtern Gewitterwolken bezogen, ſo daß ſein Gemüth immer in unruhiger Arbeit war, und unter ausſchweifenden Bildern umhertrieb, ohne jemals ſich in einfacher und heiterer Schönheit zu ſpiegeln. Alles an ihm war außerordentlich und ungewöhnlich; die alten Schriftſteller wiſſen nicht kräftige Worte genug zuſammenzuhäufen, um uns einen Begriff von dem Unmäßigen und Ungeheuren in ſeinem ganzen Weſen zu geben. Und doch finden wir bey ihnen nur wenige einzelne, zum Theil ſogar unerheblich ſcheinende Züge aufgezeichnet, welche uns den Abgrund ſeiner Seele keinesweges gründlich kennen lehren, noch zu einem vollendeten, harmoniſchen Bilde zuſammenfließen; aus welchen wir aber den-

noch das Tieferliegende wohl ohngefehr ahnden könnte.

Piero di Coſimo trug ſchon in ſeiner Jugend einen lebendigen, immer beweglichen Geiſt, und eine überfüllte Einbildungskraft in ſich herum wodurch er ſich früh vor ſeinen Mitſchülern auszeichnete. Seine Seele erfreute ſich nie, ſtill auf einem Gedanken oder einem Bilde zu ruhen; immer zog ein Schwarm von fremden, ſeltſamen Ideen durch ſein Gehirn, und entrückte ihn aus der Gegenwart. Manchmal, wenn er bey der Arbeit ſaß, und dabey zugleich etwas erzählte oder auseinanderſetzte, hatte ihn ſeine immer für ſich allein umhertummelnde Phantaſie unvermerkt auf ſo entlegene Höhen entführet, daß er auf einmal ſtockte, der Zuſammenhang der gegenwärtigen Dinge ſich vor ſeinen Augen verwirrte, und er alsdann ſeine Rede wieder von vorn anheben mußte. Menſchliche Geſellſchaft war ihm zuwider; am beſten gefiel er ſich in einer trüben Einſamkeit, wo er in ſich gekehrt ſeine umherſchweifenden Einbildungen verfolgte, wohin ſie ihn führten. Immer war er allein in einem verſchloſſenen Gemach, und führte eine ganz eigene Lebensart. Er nährte ſich mit immer gleicher, einförmiger Speiſe, die er ſich ſelber, zu jeder Zeit des Tages da er Luſt hatte, bereitete. Er litt nicht, daß ſein Zimmer gereinigt ward; auch widerſetzte er ſich gegen das Beſchneiden der Fruchtbäume und

Rebenstöcke in seinem Garten; denn er wollte überall die wilde, gemeine und ungesäuberte Natur sehen, und hatte seine Lust an dem, was andern Sinnen zuwider ist. So hatte er auch einen geheimen Reiz, bey allen Mißgeburten in der physischen Natur, bey allen monströsen Thieren und Pflanzen, lange zu verweilen; er sah sie mit unverrückter Aufmerksamkeit an, um ihre Häßlichkeit recht zu genießen; er wiederholte sich ihr Bild nachher immerfort in Gedanken, und konnte es, so widrig es ihm auch am Ende ward, nicht aus dem Kopf bringen. Von solchen mißgeschaffenen Dingen hatte er nach und nach, mit der schärfsten Ansigkeit, ein ganzes Buch zusammengezeichnet. Oft auch heftete er seine Augen starr auf alte, befleckte, buntfärbige Mauern, oder auf die Wolken am Himmel, und seine Einbildung ergriff aus allen solchen Spielen der Natur mancherlei abentheuerliche Ideen zu wilden Schlachten mit Pferden, oder zu großen Gebirgslandschaften mit fremdartigen Städten. — Große Freude empfand er an einem recht heftigen Platzregen, der von den Dächern herab prasselnd auf das Pflaster stürzte; — dagegen fürchtete er sich wie ein Kind vor dem Donner, und hüllte sich, wenn ein Gewitter am Himmel tobte, eng in seinen Mantel ein, verschloß die Fenster, und kroch in einen Winkel des Hauses, bis es vorüber war. Halb verrückt machte ihn das Schreyen

kleiner Kinder, das Glockengeläut, und das Singen der Mönche. — In seinen Reden war er bunt und außerordentlich; ja, zuweilen sagte er so vortrefflich-komische Sachen, daß die es hörten, sich vor Lachen nicht halten konnten. In Summa, er war so beschaffen, daß die Leute seiner Zeit ihn für einen höchst verwirrten, und beynahe wahnsinnigen Kopf ausgaben.

Sein Geist, der unaufhörlich, wie siedendes Wasser im Kessel, kochte, und Schaum und Blasen auftrieb, hatte ganz vorzügliche Gelegenheit, sich bey den Mummereyen und muthwilligen Aufzügen, welche zur Zeit des Carnavals in Florenz gehalten wurden, in allerhand neuen und fremden Erfindungen zu zeigen, so daß diese Festlichkeit durch ihn erst eigentlich das ward, was sie vorher nie gewesen war. Unter allen den außerordentlichen und vielbewunderten feyerlichen Anfzügen aber, welche er anordnete, zeichnete sich einer so besonders und eigen aus, daß wir eine kurze Erzählung davon hersetzen wollen. Die Veranstaltungen dazu waren insgeheim gemacht, und ganz Florenz ward also dadurch auf das Äußerste überrascht und erschüttert.

In der bestimmten Nacht nämlich, indem das Volk, der ausgelassensten Freude Preis gegeben, jauchzend in den Straßen der Stadt umherschwärmte, — ward der Haufen auf einmal vor Schrecken auseinander gesprengt, und sah sich mit Bestürzung

und Erſtaunen um. Es näherte ſich durch die dämmernde Nacht, ſchwer und langſam, ein ſchwarzer ungeheurer Wagen, von vier ſchwarzen Büffeln gezogen, und mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, — und auf dem Wagen ſtolzierte eine mächtig-große Siegergeſtalt des Todes, mit der fürchterlichen Senſe bewaffnet, zu deren Füßen lauter Särge auf dem Wagen herumſtanden. Aber der langſame Zug hielt an: — und bey dem dumpfen Dröhnen von ſeltſamen Hörnern, deren banger ſchauerlicher Ton Mark und Gebein durchzitterte, — und bey dem zauberhaften Schein entfernter Fakkeln, — ſtiegen, — wobey alles Volk von einem ſtillen Grauen ergriffen ward, — aus den ſich öffnenden Särgen, langſam, weiße Gerippe mit halbem Leibe hervor, ſetzten ſich auf den Sarg, und erfüllten die Luft mit einem finſtern, hohlen Geſange, der, von den Hörnertönen durchmiſcht, das Blut in den Adern gerinnen machte. Sie ſangen darin von den Schrecknissen des Todes, und daß alle, die jetzt lebendig ſie anſchauten, bald auch ſolche Knochengeſtalten ſeyn würden, wie ſie. Rings um den Wagen herum, und hinter dem Wagen, drängte ſich ein großer, verworrener Troß von Todten, mit Larven gleich Todtenſchädeln auf dem Haupt, ſchwarz behangen, mit weißen Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, und auf hageren Pferden ſitzend, — und jeglicher hatte ein Gefolge

von vier andern ſchwarzen Reitern, mit Fackeln, und einer ungeheuren ſchwarzen Fahne mit Todtenſchädeln und Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet; — auch von dem Wagen ſchleppten zehn große ſchwarze Fahnen herunter; — und während des langſam-ſchleichenden Zuges ſang das ganze Todtenheer, mit dumpf-bebender Stimme, einen Pſalm Davids ab. —

Es iſt ſehr merkwürdig, daß dieſer unerwartete Todtenaufzug, ſo viel Schrecken er auch anfangs verbreitete, doch von ganz Florenz mit dem größten Wohlgefallen betrachtet ward. Schmerzliche und widrige Empfindungen greifen mit Macht durch die Seele, halten ſie feſt, und zwingen ſie gleichſam zur Theilnahme und zum Behagen; und wenn ſie, überdies mit einem gewiſſen poetiſchen Schwunge die Phantaſie anfallen und aufregen, ſo können ſie das Gemüth in einer hohen und begeiſterten Spannung erhalten. Daneben möcht' ich auch noch ſagen, daß ſolchen ausgezeichneten Geiſtern, wie dieſer Piero di Coſimo war, vom Himmel eine wunderbare geheime Gewalt eingepflanzt zu ſeyn ſcheinet, durch die fremden und außerordentlichen Dinge, welche ſie thun, die Köpfe, auch des gemeinen groſſen Haufens, einzunehmen. —

Obwohl Piero von ſeiner unruhigen finſtern Phantaſie unaufhörlich geneckt, umhergejagt und ermüdet ward; ſo hatte der Himmel ihm doch ein

hohes Alter beſchieden; ja, wie er dem achtzigſten Jahre nahe kam, ward ſein Geiſt von immer wilderen Phantaſtereyen verfolgt. Er quälte ſich bey der großen körperlichen Schwäche und allem Elend des Alters dennoch immer für ſich allein, und wies alle Geſellſchaft und mitleidige Hülfe ungeſtüm von ſich. Dann wollte er noch arbeiten, und konnte doch nicht, weil ihm die Hände gelähmt waren und beſtändig zitterten; dann kam er in die äußerſte Bosheit, und wollte ſeinen Händen Gewalt anthun; aber indem er ſo ergrimmt für ſich murmelte, fiel ihm wieder der Mahlerſtock oder gar der Pinſel auf die Erde, daß es ein Jammer anzuſehen war. Er konnte ſich mit dem Schatten zanken, und über eine Fliege in Zorn gerathen. Daß er ſeinem Ende nahe wäre, wollte er noch immer nicht glauben. Er redete ſehr viel davon, was es für ein Elend ſey, wenn eine langſame Krankheit mit tauſend Martern den Körper recht nach und nach aufzehre, daß ein Blutstropfen nach dem andern abſterbe. Er fluchte auf Ärzte, Apotheker und Krankenwärter, und beſchrieb, was es fürchterlich ſey, wenn einem nicht Speiſe, nicht Schlaf gegönnt werde, wenn man ſein Teſtament machen müßte, wenn man die Anverwandten um das Bett herum weinen ſähe. Dagegen pries er denjenigen glücklich, der auf dem Hochgericht mit einem Streich aus der Welt gehe; und was es ſchön wäre, vor ſo vielem Volk, und

unter den Tröſtungen und Gebeten des Prieſters und den Fürbitten von Tauſenden, zu den Engeln im Paradieſe hinaufzuſteigen. In ſolchen Gedanken ſchwärmte er unaufhörlich fort: — bis man endlich eines Morgens, ganz unerwartet, ihn unten an der Treppe in ſeinem Hauſe todt liegen fand. —

Dies ſind die ſonderbaren Züge von dem Geiſte dieſes Mahlers, welche ich dem Giorgio Vaſari treulich nacherzählt habe. Was ihn als Mahler betrifft, ſo berichtet uns derſelbe Autor von ihm, daß er am liebſten wilde Bacchanale und Orgia, fürchterliche Ungeheuer, oder ſonſt irgend ſchreckhafte Vorſtellungen gemahlt habe; rühmt ihn indeß wegen des höchſt mühſeligen und eigenſinnigen Fleiſſes in ſeinen Bildern. Wie denn derſelbe Vaſari, in dem Leben eines andern ebenfalls ſchwermüthigen Mahlers *), die Bemerkung macht, daß dergleichen tiefſinnige und melancholiſche Geiſter ſich oftmals durch eine beſondere, eiſerne Geduld und Ämſigkeit im Arbeiten auszuzeichnen pflegten.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo kann ich nicht glauben, daß dieſer Piero di Coſimo ein wahrhaft-ächter Künſtlergeiſt geweſen ſey. Ich finde zwar eine gewiſſe Übereinſtimmung zwiſchen ihm und dem großen Leonardo da Vinci, (welchen jener auch in der Mahlerey ſich zum Muſter nahm;) denn beyde wurden von einem immer le-

*) Nämlich des Florentiners Giovanni Antonio Sogliani.

bendigen, vielsinnigen Geiste umhergetrieben, — jener aber in finstre Wolkenregionen der Luft, — dieser unter die ganze wirkliche Natur und unter das ganze Gewimmel der Erde.

Der Künstlergeist soll, wie ich meyne, nur ein brauchbares Werkzeug seyn, die ganze Natur in sich zu empfangeu, und, mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wiedergugebähren. Ist er aber aus innerem Instinkte, und aus überflüßiger, wilder und üppiger Kraft, ewig für sich in unruhiger Arbeit; so ist er nicht immer ein geschicktes Werkzeug, — vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk der Schöpfung nennen.

In dem tobenden und schäumenden Meere spiegelt sich der Himmel nicht; — der klare Fluß ist es, worin Bäume und Felsen und die ziehenden Wolken und alle Gestirne des Firmamentes sich wohlgefällig beschauen, —

## 10.

## Wie und auf welche Weiſe man die Werke der großen Künſtler der Erde eigentlich betrachten und zum Wohl ſeiner Seele gebrauchen müſſe.

Immerfort höre ich die kindiſche und leichtſinnige Welt klagen, daß Gott nur ſo wenige recht große Künſtler auf die Erde geſetzt habe; ungeduldig ſtarrt der gemeine Geiſt in die Zukunft, ob der Vater der Menſchen nicht bald einmal ein neues Geſchlecht von hervorglänzenden Meiſtern werde auferſtehen laſſen. Ich ſage euch aber, es hat die Erde der vortrefflichen Meiſter nicht zu wenige getragen; ja es ſind ihrer einige ſo beſchaffen, daß ein ſterbliches Weſen ſein ganzes Leben hindurch an einem einzelnen zu ſchauen und zu begreifen hat; aber wahrlich! viel, viel zu wenige ſind derer, welche die Werke dieſer (aus edlerem Thone geformten) Weſen, innig zu verſtehen, und, (was daſſelbe iſt) innigliche zu verehren im Stande ſind.

Bildersäle werden betrachtet als Jahrmärkte, wo man neue Waaren im Vorübergehen beurtheilt, lobt und verachtet; und es sollten Tempel seyn, wo man in stiller und schweigender Demuth, und in herzerhebender Einsamkeit, die großen Künstler, als die höchsten unter den Irdischen, bewundern, und mit der langen, unverwandten Betrachtung ihrer Werke, in dem Sonnenglanze der entzückendsten Gedanken und Empfindungen sich erwärmen möchte.

Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunstwerke dem Gebet. Der ist dem Himmel nicht wohlgefällig, welcher zu ihm redet, um nur der täglichen Pflicht entledigt zu werden, Worte ohne Gedanken herzählt, und seine Frömmigkeit prahlend nach den Kugeln seines Rosenkranzes abmißt. Der aber ist ein Liebling des Himmels, welcher mit demüthiger Sehnsucht auf die auserwählten Stunden harrt, da der milde himmlische Strahl freywillig zu ihm herabfährt, die Hülle irdischer Unbedeutenheit, mit welcher gemeiniglich der sterbliche Geist überzogen ist, spaltet, und sein edleres Innere auflöst und auseinanderlegt; dann knieet er nieder, wendet die offene Brust in stiller Entzückung gegen den Himmelsglanz, und sättiget sie mit dem ätherischen Licht; dann steht er auf, froher und wehmüthiger, volleren und leichteren Herzens, und legt seine Hand an ein großes gutes Werk. — Das ist die wahre Meynung, die ich vom Gebet hege.

Eben so nun, meyne ich, müsse man mit den Meisterstücken der Kunst umgehen, um sie würdiglich zum Heil seiner Seele zu nutzen. Es ist frevelhaft zu nennen, wenn jemand in einer irdischen Stunde, von dem schallenden Gelächter seiner Freunde hinwegtaumelt, um in einer nahen Kirche aus Gewohnheit, einige Minuten mit Gott zu reden. Ein ähnlicher Frevel ist es, in einer solchen Stunde die Schwelle des Hauses zu betreten, wo die bewundernswürdigsten Schöpfungen, die von Menschenhänden hervorgebracht werden konnten, als eine stille Kundschaft von der Würde dieses Geschlechtes, für die Ewigkeit aufbewahrt werden. Harret, wie beym Gebet, auf die seligen Stunden, da die Gunst des Himmels euer Inneres mit höherer Offenbarung erleuchtet; nur dann wird eure Seele sich mit den Werken der Künstler zu Einem Ganzen vereinigen. Ihre Zaubergestalten sind stumm und verschlossen, wenn ihr sie kalt ansieht; euer Herz muß sie zuerst mächtiglich anreden, wenn sie sollen zu euch sprechen, und ihre ganze Gewalt an euch versuchen können.

Kunstwerke passen in ihrer Art so wenig, als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens; sie gehen über das Ordentliche und Gewöhnliche hinaus, und wir müssen uns mit vollem Herzen zu ihnen erheben, um sie in unsern, von den Nebeln der Atmosphäre allzuoft getrübten Augen, zu dem zu machen, was sie, ihrem hohen Wesen nach, sind.

Buchſtaben leſen kann ein jeglicher lernen; von gelehrten Chroniken kann ein jeglicher ſich die Hiſtorien vergangener Zeiten erzählen laſſen, und ſie wieder erzählen; auch kann ein jeglicher das Lehrgebäude einer Wiſſenſchaft ſtudieren, und Sätze und Wahrheiten faſſen; — denn, Buchſtaben ſind nur dazu da, daß das Auge ihre Form erkenne; und Lehrſätze und Begebenheiten ſind nur ſo lange ein Gegenſtand unſrer Beſchäftigung, als das Auge des Geiſtes daran arbeitet, ſie zu faſſen und zu erkennen; ſobald ſie unſer eigen ſind, iſt die Thätigkeit unſers Geiſtes zu Ende, und wir weiden uns dann nur, ſo oft es uns behagt, an einem trägen und unfruchtbaren Überblick unſrer Schätze. — Nicht alſo bey den Werken herrlicher Künſtler. Sie ſind nicht darum da, daß das Auge ſie ſehe; ſondern darum, daß man mit entgegenkommendem Herzen in ſie hineingehe, und in ihnen lebe und athme. Ein köſtliches Gemählde iſt nicht ein Paragraph eines Lehrbuchs, den ich, wenn ich mit kurzer Mühe die Bedeutung der Worte herausgenommen habe, als eine unnütze Hülſe liegen laſſe; vielmehr währt bey vortrefflichen Kunſtwerken der Genuß immer, ohne Aufhören, fort. Wir glauben immer tiefer in ſie einzudringen, und dennoch regen ſie unſere Sinne immer von neuem auf, und wir ſehen keine Gränze ab, da unſre Seele ſie erſchöpft hätte. Es flammt in ihnen ein ewig brennendes Lebensöhl, welches nie vor unſern Augen verliſcht.

Mit Ungeduld fliege ich über den erſten Anblick hinweg; denn die Überraſchung des Neuen, welche manche nach immer abwechſelnden Vegnügungen haſchende Geiſter wohl zum Hauptverdienſte der Kunſt erklären wollen, hat mir von jeher ein nothwendiges Übel des erſten Anſchauens geſchienen. Der ächte Genuß erfordert eine ſtille und ruhige Faſſung des Gemüths, und äußert ſich nicht durch Ausrufungen und Zuſammenſchlagen der Hände, ſondern allein durch innere Bewegungen. Es iſt mir ein heiliger Feyertag, an welchem ich mit Ernſt und mit vorbereitetem Gemüth an die Betrachtuug edler Kunſtwerke gehe; ich kehre oft und unaufhörlich zu ihnen zurück, ſie bleiben meinem Sinne feſt eingeprägt, und ich trage ſie, ſo lange ich auf Erden wandle, in meiner Einbildungskraft, zum Troſt und zur Erweckung meiner Seele, gleichſam als geiſtige Amulete mit mir herum, und werde ſie mit ins Grab nehmen.

Weſſen feinere Nerven einmal beweglich, und für den geheimen Reiz, der in der Kunſt verborgen liegt, empfänglich ſind, deſſen Seele wird oft da, wo ein anderer gleichgültig vorübergeht, innig gerührt; er wird des Glückes theilhaftig, in ſeinem Leben häufigere Anläſſe zu einer heilſamen Bewegung und Aufregung ſeines Inneren zu finden. Ich bin mir bewußt, daß öfters, wenn ich, (mit anderen Gedanken beſchäftigt,) durch irgend ein

ſchönes und großes Säulenportal ging, die mächtigen, majeſtätiſchen Säulen, mit ihrer lieblichen Erhabenheit, unwillkührlich meine Blicke zu ſich wendeten, und mein Inneres mit einer eigenen Empfindung erfüllten, daß ich mich innerlich vor ihnen beugte, und mit aufgelöſtem Herzen und mit reicherer Seele weiter ging.

Das Hauptſächlichſte iſt, daß man nicht mit verwegenem Muth über den Geiſt erhabener Künſtler ſich hinwegzuſchwingen, und auf ſie herabſehend, ſie zu richten ſich vermeſſe: ein thörichtes Unternehmen des eiteln Stolzes der Menſchen: Die Kunſt iſt über dem Menſchen: wie können die herrlichen Werke ihrer Geweiheten nur bewundern und verehren, und, zur Auflöſung und Reinigung aller unſrer Gefühle, unſer ganzes Gemüth vor ihnen aufthun.

## II.

# Die Größe
des
# Michel' Angelo Buonarotti.

Wohl ein jeglicher Menſch, der ein fühlendes und liebendes Herz in ſeiner Bruſt trägt, hat im Reiche der Kunſt irgend einen beſondern Lieblingsgegenſtand; und ſo habe auch ich den meinigen, zu welchem mein Geiſt ſich oft unwillkührlich, wie die Sonnenblume zur Sonne, hinwendet. Denn öfters, wenn ich in meiner Einſamkeit betrachtend da ſitze, ſo iſt es, als ſtände hinter mir ein guter Engel, der mir unverſehens die Säkula der alten Mahler von Italien, wie ein großes, fruchtreiches epiſches Gedicht mit einer gedrängten Schaar lebendiger Figuren, vor meinen Augen aufſteigen ließe. Immer von neuem zeigt ſich mir dieſe herrliche Erſcheinung, und immer von neuem wird mein Blut dabey auf das innigſte erwärmt. Es iſt doch eine köſtliche Gabe, die der Himmel uns verliehen hat, zu lieben und zu verehren; dieſes Gefühl ſchmelzt unſer ganzes Weſen um, und bringt das wahre Gold daraus zu Tage.

Mein Blick fällt diesmal auf den großen Michel' Angelo Buonarotti, einen Mann,

über welchen ſchon ſo mancher ſeine unbehülfliche Verwunderung, oder ſeinen vorwitzigen Hohn und Tadel vorgebracht hat. Ich kann aber nicht mit vollerem Herzen von ihm zu reden anheben, als es ſein Freund und Landsmann Giorgio Vaſari in dem Eingange zu ſeiner Lebensbeſchreibung gethan hat, welcher von Wort zu Wort alſo lautet:

„Während daß ſo viele ſinnreiche und vortreffliche Köpfe, nach den Vorſchriften des berühmten Giotto und ſeiner Nachfolger, der Welt Proben von dem Talente zu zeigen ſtrebten, welches durch den wohlthätigen Einfluß der Geſtirne und durch die glückliche Complexion ihrer Geiſteskräfte in ihrem Innern erzeugt war, und ſich alle beiferten, durch die Vortrefflichkeit der Kunſt die Herrlichkeit der Natur nachzuahmen, um ſo viel möglich den höchſten Gipfel der Wiſſenſchaft, welchen man wohl ausſchließlich „Erkenntniß“ nennen mag, zu erreichen, obwohl all' ihr Ringen vergeblich war; — unterdeſſen wandte der gütige Regierer aller Dinge ſein Auge gnädiglich auf die Erde hin, und indem er nun wahrnahm all' die eitle Anſtrengung ſo unendlich vieler mühſeliger Verſuche, die unabläßig-heiße Lernbegier ohne die geringſten Früchte, und die eingebildeten Meynungen der Menſchen, ſo entfernt von der Wahrheit, als Finſterniß vom Licht; — da beſchloß er, um uns aus ſolchen Irrthümern zu reißen, einen Geiſt auf die Erde herab-

zu ſchicken, welcher durchaus, in jeglichem Theile aller Kunſt, durch eigene Kraft ſollte Meiſter werden. Er ſollte der Welt ein Vorbild aufſtellen, was Vollkommenheit ſey in der Kunſt des Zeichnens, des Umriſſe, und der Lichter und Schatten, (welche den Bildern die Ründung geben;) und wie man als Bildhauer mit Einſicht arbeiten müſſe, und auf welche Weiſe man Gebäuden Feſtigkeit, Bequemlichkeit, ſchöne Verhältniſſe, Annehmlichkeit und Reichthum an allerley Zierrathen der Baukunſt zu geben habe. Überdas aber wollte der Himmel ihm die wahre Tugendweisheit zur Begleitung und die ſüße Kunſt der Muſen zur Zierde geben, auf daß die Welt ihn vor allen bewundern und erwählen ſollte zum Spiegel und Muſter im Leben, in Werken, in Heiligkeit der Sitten, ja in allem irdiſchen Wandel, und er von uns vielmehr für ein himmliſches Weſen als für ein irdiſches geachtet werden möchte. Und weil Gott ſah, daß in jenen beſondern Künſten, nämlich der Mahler-, Bildhauer- und Baukunſt, als in Dingen von ſo vieler Amſigkeit und Übung, die Eingebohrnen des Toſcaniſchen Gebietes ſeit jeher unter allen ſich vornehmlich hervorgethan haben und meiſterlich geworden ſind, (denn ſie ſind zu Anſtrengung und eifriger Geiſtesarbeit jeder Art vor allen andern Nationen Italiens vorzüglich geneigt;) — ſo wollte er ihm Florenz als die würdigſte Stadt von allen zur

Heimath anweiſen, damit die verdiente Krone aller Tugenden ihm von einem Mitbürger aufs Haupt geſetzt werden könnte." —

Mit ſolcher Verehrung redet der alte Vaſari von dem großen Michel Angelo, und drängt am Ende ſeine allgemeine Bewunderung, auf eine ſchöne und menſchliche Weiſe, in ein herzliches patriotiſches Gefühl zuſammen, und freut ſich inniglich, daß dieſer Mann, den er wie einen Herkules unter den Helden der Kunſt verehrt, mit ihm denſelben kleinen Raum der Erde zur Heimath gehabt hat. Er beſchreibt das Leben des Buonarotti am aller ausführlichſten, und thut oft recht gutmüthig-ſtolz darauf, daß er ſeiner vertrauteſten Freundſchaft genoſſen.

Doch wir wollen uns nicht an dem bloßen Anſtaunen dieſes großen Mannes begnügen, ſondern vielmehr in ſeinen inneren Geiſt hineingehen, uns in den eigenthümlichen Charakter ſeiner Werke hineinſchmiegen. Es iſt nicht genug, ein Kunſtwerk zu loben: „es iſt ſchön und vortrefflich," denn dieſe allgemeinen Redensarten gelten auch von den verſchiedenartigſten Werken; — wir müſſen uns jedem großen Künſtler hingeben, mit ſeinen Organen die Dinge der Natur anſchauen und ergreifen, und in ſeiner Seele ſprechen können: „Das Werk iſt in ſeiner Art richtig und wahr."

Die Mahlerey iſt eine Poeſie mit Bildern der

Menschen. So wie nun die Poeten ihre Gegenstände mit ganz verschiedenen Empfindungen beseelen, je nachdem ihnen vom Schöpfer ein verschiedener Geist eingehaucht ist; so auch in der Mahlerey. Einige Dichter beleben ihr ganzes Werk innerlich mit einer stillen und geheimen poetischen Seele; bei andern aber bricht die überfließende, üppige dichterische Kraft in jedem Momente der Darstellung hervor.

Dies ist dieselbe Verschiedenheit, welche ich zwischen dem göttlichen Raphael und dem großen Buonarotti finde: jenen möchte ich den Mahler des neuen, diesen des alten Testamentes nennen; denn auf jenem, — ich wage den kühnen Gedanken auszusprechen, — ruhet der stille göttliche Geist Christi, — auf diesem, der Geist der inspirirten Propheten, des Moses und der übrigen Dichter des Morgenlandes. Hier ist nichts zu loben und zu tadeln, sondern ein jeglicher ist was er ist.

So wie die inspirirten Orientalischen Dichter, von der inwohnenden, mit Gewalt sich regenden himmlischen Kraft, zu außerordentlichen Phantasieen getrieben wurden, und aus innerlichem Drange die Worte und Ausdrücke der irdischen Sprache durch lauter feurige Bilder gleichsam in die Höhe zwangen; so ergriff auch die Seele des Michel' Angelo immer mit Macht das Außerordentliche und Ungeheure, und drückte in seinen Figuren eine an-

gespannte, übermenschliche Kraft aus. Er versuchte sich gern an erhabenen, furchtbaren Gegenständen; er wagte in seinen Bildern die kühnsten und wildesten Stellungen und Gebehrden; er drängte Muskeln auf Muskeln, und wollte in jede Nerve seiner Figuren die hohe poetische Kraft stempeln, wovon er erfüllt war. Er ergründete das innerliche Triebwerk der Menschenmaschine bis in die verborgensten Wirkungen; er spürte die härtesten Schwierigkeiten in der Mechanik des menschlichen Körpers auf, um sie zu bekämpfen, und um die üppige Fülle seiner Geisteskraft auch in den körperlichen Theilen der Kunst auszulassen und zu befriedigen: — grade so wie Dichter, in denen ein nicht zu löschendes lyrisches Feuer brennt, sich an großen und ungeheuren Ideen nicht genügen, sondern vornehmlich auch in dem sichtbaren, sinnlichen Werkzeuge ihrer Kunst, in Ausdruck und Worten, ihre kühne und wilde Stärke abzudrücken streben. Die Wirkung ist, an beyden Orten, groß und herrlich: der innere Geist des Ganzen leuchtet dann auch aus jedem der einzelnen äußeren Theile hervor. —

Also erscheint mir der vielbeurtheilte Buonarotti, und wer ihn in dieser Gestalt, unter den alten Mahlern ins Auge faßt, der mag wohl mit Erstaunen und Bewunderung fragen: Wer mahlte vor ihm, wie er? Woher nahm er die ganz neue Größe, von welcher vorher kein Auge jemals wußte?

Und wer hat ihn auf die vorher unbekannten Wege gebracht?

Es ist in der Welt der Künstler gar kein höherer, der Anbetung würdigerer Gegenstand, als: — ein ursprünglich Original! — Mit ämsigem Fleiße, treuer Nachahmung, klugem Urtheil zu arbeiten, — ist menschlich; — aber das ganze Wesen der Kunst mit einem ganz neuen Auge zu durchblicken, es gleichsam mit einer ganz neuen Handhabe zu erfassen, — ist göttlich.

Indessen ist es das Schicksal der Originale, eine elende Schaar von Nachbetern hervorzubringen, und Michel' Angelo weissagte dies von sich selber, wie es nachmals zutraf. Ein Original schwingt sich mit einem kühnen Sprunge auf einmal bis an die Gränze des Kunstgebiets, steht kühn und fest da, und zeigt das Außerordentliche und Wundervolle. Es giebt aber für den blöden Geist des Menschen fast nichts Außerordentliches und Wundervolles, an dessen Gränze nicht ganz nahe Thorheit und Abgeschmacktheit läge. Die jämmerlichen Nachbeter, denen die eigene Kraft zum festen Stande mangelt, irren blind umher, und was sie nachbilden, ist, wenn es mehr als schwaches Schattenbild seyn soll, verzerrte Übertreibung.

Die Zeit des Michel' Angelo, die Anfange-Epoche der italienischen Mahlerey, ist überhaupt allein das Zeitalter der Mahleroriginale. Wer

Wer mahlte vor Correggio, wie Correggio? vor Raphael, wie Raphael? — Allein es iſt, als wenn die allzufreygebige Natur in dieſer Zeit ſich an Kunſtgenie arm geſchenkt hätte; denn die beſten ſpäteren Meiſter, bis auf die neueſten Zeiten, haben faſt alle kein anders Ziel gehabt, als irgend einen der erſten Ur- und Normalkünſtler, oder auch gar mehrere zuſammen, nachzuahmen, und ſind auch nicht leicht auf andre Weiſe groß geworden, als indem ſie vortrefflich nachgeahmt haben. Selbſt der hohe und wohlverdiente Ruhm, welchen die Reformatorſchule der Caracci ſich erworben hat, iſt auf kein anderes Verdienſt gegründet, als daß ſie die in Verfall gerathene Nachahmung jener alten Ahnherren, durch würdige Beyſpiele wieder in die Höhe brachte. Und wen ahmten jene Ahnherrn ſelber nach? Sie ſchöpften die ganze neue Herrlichkeit aus ſich ſelber,

## 12.

# Die Mahlerchronik.

Als ich in meiner Jugend mit unruhigem Geiſte hier und dort umherzog, und überall begierig aufſchaute, wo von Kunſtſachen etwas zu ſehen war, befand ich mich auch einmal auf einem fremden gräflichen Schloſſe, wo ich drey Tage lang mich an den vielen Gemählden nicht ſatt ſehen konnte. Ich wollte ſie alle auswendig lernen, und erhitzte mein Blut dabey ſo ſehr, daß mir die tauſend mannigfaltigen Bilder den Kopf ganz verwirrten. Am dritten Tage kam ein alter Mann, ein reiſender italieniſcher Pater im Schloſſe an, deſſen Namen ich bis auf dieſe Stunde nicht erfahren habe; auch habe ich ſeit dem Tage nie wieder von ihm gehört. Er war ein grundgeleheter Mann, und hatte ſo viel Dinge in ſeinem Kopfe, daß ich erſtaunen mußte; im Äußern glich er einem Weltweiſen aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Obwohl ich nun noch ſo jung war, ließ er ſich doch gar freundlich ins Geſpräch mit mir ein, (denn er mußte irgend etwas, das ihm gefiel, an mir finden,) uud ging mit mit den ganzen Tag in den Bilderſälen umher.

Da er meinen großen Eifer in Betrachtung der Gemählde wahrnahm, fragte er mich: Ob ich denn auch die Meiſter zu nennen wüßte, welche dieſes und jenes Stück gemacht hätten? Ich antwortete, daß ich die berühmteſten wohl kennte. Darauf fragte er mich wieder: Ob ich denn nicht mehr von ihnen wüßte, als die Namen? Wie er merkte, daß ich wirklich nicht viel mehr wußte, nahm er das Wort, und ſprach zu mir:

„Du haſt bisher die ſchönen Bilder angeſtaunt, mein lieber Sohn, als wären es Wunderwerke, vom Himmel auf die Erde heruntergefallen. Aber bedenke, daß dies Alles Werk von Menſchenhänden iſt, — daß manche Künſtler ſchon in Deinen Jahren ganz vortreffliche Sachen zu Stande brachten. Was meynſt Du nun? Solltest Du nicht Luſt empfinden, von den Männern, welche ſich in der Mahlerey hervorgethan haben, etwas mehreres zu erfahren? Es giebt uns wunderbare Gedanken ein, wenn wir betrachten, wie ihre Werke in immer gleicher ewiger Herrlichkeit glänzen, die Schöpfer dieſer Werke aber, im Leben und Sterben, Menſchen wie wir andre geweſen ſind, in denen nur, ſo lange ſie lebten, ein beſonderes himmliſches Feuer brannte. Dergleichen Betrachtungen verſetzen uns in eine wehmüthige und träumeriſche Stimmung, in welcher immer allerhand gute Ideen uns vorüberzuziehen pflegen.“

Ich erinnere mich der Worte des lieben, redseligen alten Mannes noch sehr genau, und mit dem herzlichsten Vergnügen; drum will ich noch mehr davon aufzuzeichnen suchen.

Er fuhr, wie er sah, daß ich still und begierig zuhörte, ungefähr also fort:

„Ich habe mit Freude bemerkt, mein Sohn, daß Dein Gemüth sehr zu dem vortrefflichen Raphael hinhängt. Wenn Du nun vor einem recht herrlichen Bilde seiner Hände da stehst, jeden seiner Pinselstriche mit Ehrfurcht betrachtest, und denkst: Hätt' ich den heiligen Mann doch im Leben gesehn! wie hätt' ich ihn anbeten wollen! — und nun hörtest Du dabey die alten Lebensbeschreiber der Mahler folgendermaßen von ihm erzählen: — Dieser Raphael Sanzio war das einzige Kind seiner Altern; herzlich liebte ihn der Vater, und wollte ausdrücklich, daß ihn die Mutter mit eigener Milch groß säugte, damit er nicht unter die gemeinen Leute käme; und da er heran wuchs, half er als ein zarter Knabe dem Vater bey der Arbeit, und der Vater war froh, daß er seine Sachen so gut machte; um ihn aber was rechtes lernen zu lassen, nahm er Abrede mit Meister Pietro von Perugia, daß er ihn in die Lehre nähme, und führte ihn selber mit großen Freuden nach Perugia hin, wo Pietro den Knaben gar freundlich aufnahm; aber die Mutter hatte beym Abschied viel Thränen ver-

goſſen, und konnte ſich kaum von dem Kinde losreißen, denn auch ſie liebte es herzinniglich: — — ſage mir, wie wird Dir zu Muthe, wenn Du das anhörſt? Iſt Dir nicht lieblich und wohl dabey, dieſe Dinge zu vernehmen? — — Und dies war eben derſelbe Menſch, der nach kurzen ſieben und dreyßig Jahren, von aller Welt betrauert, kalt und bleich im Sarge lag. — Der Leichnam lag in ſeinem Arbeitszimmer, und ein köſtliches Leichengedicht, das göttliche Gemählde von der Transfiguration, ſtand neben dem Sarge auf der Staffeley. — Dies Gemählde, worin wir noch jetzt das Elend der Erde, den Troſt edler Männer, und die Glorie des Himmelreichs in ſo herrlicher Vereinigung dargeſtellt ſehn, — und der Meiſter, von dem es erdacht und ausgeführt war, kalt und bleich daneben." —

Mich reizten dieſe Sachen außerordentlich, und ich bat den fremden Mann, mir noch mehr von Raphael zu erzählen.

„Das ſchönſte, was ich Dir von ihm ſagen kann," antwortete er, „iſt, daß er als Menſch eben ſo edel und liebenswürdig war, wie als Künſtler. Er hatte nichts von dem finſtern und ſtolzen Weſen anderer Künſtler, welche manchmal mit Fleiß allerhand Seltſamkeiten annehmen; ſein ganzes Leben und Weben auf Erden war einfach, ſanft und heiter, wie ein fließender Bach. Seine Gefälligkeit

ging ſo weit, daß wenn fremde, auch ganz unbekannte Mahler ihn um Zeichnungen von ſeiner Hand erſuchten, er ſeine Arbeit liegen ließ, und ſie zuerſt befriedigte. So half er ſehr vielen aus, und belehrte ſie wie ein Vater, höchſt liebreich. Seine Vortrefflichkeit in der Kunſt verſammelte eine Menge Mahler um ihn her. die ſich beeiferten ſeine Schüler zu ſeyn, obwohl ſie den Lehrjahren ſelber zum Theil ſchon entwachſen waren. Sie begleiteten ihn, wenn er an den Hof ging, aus ſeinem Hauſe, und machten ein großes Gefolge aus. So viele Mahler von verſchiedenen Sinnen aber hätten gewiß nicht ohne Uneinigkeit und Zwietracht mit einander gelebt, hätte nicht der Geiſt ihres großen Meiſters auf eine zauberhafte Weiſe ſie wie eine Sonne des Friedens beſchienen, und alle Flecken von ihrer Seele getilgt. So wurden ſie von ſeinem Geiſte, wie von ſeinem Pinſel beſiegt. — Noch findet ſich in dem Leben Raphaels eine ſchöne Wundergeſchichte, und das iſt dieſe. Er mahlte einen vortrefflichen kreuztragenden Chriſtus mit vielen Figuren, welcher für ein Kloſter in Palermo beſtimmt war. Aber das Schiff, worin das Bild hingebracht werden ſollte, litt heftigen Sturm und Schiffbruch; Menſchen und Waaren gingen zu Grunde; — nur dies Gemählde, — es war eine beſondere Fügung der Vorſicht, — dies Gemählde ward von freundlichen Wellen bis in den Hafen von Genua getragen, wo

man es völlig unversehrt aus seinem Kästen herausnahm. Also bewiesen selbst die wilden Elemente dem heiligen Manne ihre Ehrfurcht. Es ward darauf nach Palermo gebracht, und ist dort, wie der alte Vasari sich ausdrückt, für ein eben so großes Kleinod der Insel Sicilien geachtet, als der Berg Ätna." —

Ich freute mich über die herrlichen Geschichten immer inniger, drückte dem Pater die Hände, und fragte sehr begierig: Aber woher habt Ihr alle diese Sachen erfahren?

„Wisse, mein Sohn," antwortete er, „es haben mehrere verdiente Männer Chroniken der Kunstgeschichte geführt, und die Leben der Mahler ausführlich beschrieben, von denen der älteste, und zugleich wohl der vornehmste, Giorgio Vasari mit Namen heißt. Wenige lesen diese Bücher heutiges Tages, obwohl viel Geist und Menschenweisheit darinnen verborgen liegt. Bedenk' einmal, was es schön ist, die Männer, die Du nach ihrer verschiedenen Art den Pinsel zu führen kennest, nun auch nach ihren verschiedenen Charaktern und Sitten kennen zu lernen. Beydes fließt Dir dann in ein Bild zusammen: und wenn Du die mit ganz trocknen Worten erzählten Geschichten mit dem rechten, innigen Gefühle fassest, so wird eine herrliche Erscheinung, nämlich der Künstlercharakter vor Dir aufsteigen, der, wie er sich so mannig-

faltig in den tauſend verſchiedenen einzelnen Menſchen zeigt, Dir ein ganz neues, liebliches Schauſpiel gewähren wird. Jeder Charakter wird Dir ein eigenes Gemählde ſeyn, und Du wirſt eine herrliche Gallerie von Bildniſſen zum Spiegel Deines Geiſtes um Dich her verſammelt haben."

Dies verſtand ich damals noch nicht recht, wiewohl es nachher, nachdem ich die gedachten Bücher geleſen habe, ganz meine eigene Meynung geworden iſt. — Indeſſen lag ich dem guten alten Pater ſehr dringend an, mir immer noch mehr ſchöne Geſchichten aus der Mahlerchronika zu erzählen. „Ich will mich beſinnen," ſagte er mit lächelndem Munde, „ich rede gern von den alten Mahlergeſchichten." Und nun erzählte er mir fürwahr eine ganze Menge der ſchönſten Hiſtorien; denn er hatte alle Bücher, die je von der Kunſt geſchrieben ſind, oftmals geleſen, und wußte das Beſte daraus im Kopfe. Mir waren ſeine Erzählungen ſo eindringlich, daß ich ſie faſt noch mit ſeinen Worten bis jetzt behalten habe, und ich will ein Theil davon zur Luſt wieder erzählen.

Als wir in dem Bilderſaal, wo wir uns befanden, auf ein Gemählde von dem vortrefflichen Domenichino trafen, ſagte er mir, daß dieſer Mahler ein merkwürdiges Beyſpiel von einem heißen Eifer in der Kunſt abgebe, und fuhr, um dies zu beweiſen, alſo fort:

„Ehe dieſer Meiſter ein Gemählde anfing, dachte er eine lange Zeit vorher darüber nach, und blieb wohl manchmal ganze Tage lang allein in ſeinem Gemach, bis das Bild in allen kleinſten Theilen vollendet vor ſeiner Seele ſtand. Dann war er vergnügt, und ſagte: nun iſt die Hälfte der Arbeit gethan. Und hatte er einmal zum Pinſel gegriffen, ſo blieb er wieder den ganzen Tag bey der Stafeley angeheftet, und mochte ſich kaum ein paar Minuten zum Eſſen abbrechen. Er mahlte mit größtem Fleiß und Vollendung, und überall legte er tiefen Ausdruck hin. Als einer ihn einmal bereden wollte, ſich nicht ſo abzuquälen, ſondern die leichtere Manier anderer Mahler zu ergreifen, antwortete er ganz kurz: Ich arbeite bloß für mich, und die Vollkommenheit der Kunſt. Er konnte nicht begreifen, wie andre Mahler die größten und wichtigſten Sachen mit ſo weniger Theilnahme arbeiten mochten, daß ſie während des Mahlens immerfort mit ihren Bekannten ſchwatzen konnten. Drum hielt er dieſe auch für bloße Handarbeiter, die das innere Heiligthum der Kunſt nicht kennten. Er ſelber war, wenn er mahlte, immer mit ſo lebendiger Seele in ſeinem Gegenſtande drinnen, daß er in ſich ſelbſt die Empfindungen und Affekten fühlte, die er vorſtellen wollte, und ſich unwillkührlich darnach gebehrdete. Manchmal, wenn er eine trauernde Figur im Sinn hatte, hörte man ihn in

ſeinem Arbeitszimmer mit unterdrückter ächzender Stimme wehklagen; oder wenn es ein freudiges Geſicht ſeyn ſollte, ſo war er munter, und ſprach lebhaft mit ſich allein. Er mahlte darum in einem abgelegenen Gemach, und ließ keinen, auch von ſeinen Schülern nicht, hinzu, um nicht in ſeinen Entzückungen geſtört, und für närriſch verlacht zu werden. In ſeinen jüngern Jahren war er auch einmal in ſo einer entzückten Stunde, als ſich ein recht rührendes Schauſpiel ereignete. Der vortreffliche Annibale Caracci kam eben, ihn zu beſuchen: wie er aber die Thür öffnete, ſah er ihn ganz aufgebracht vor der Stafeley ſtehn, voller Wuth und Zorn, und mit einer drohenden Gebehrde. Er blieb ſtill an der Thür, und ward gewahr, daß ſein Freund bey dem Bilde von der Marter des heiligen Andreas beſchäftigt war, und eben einen trotzigen Kriegsknecht mahlte, der dem Apoſtel droht. Mit inniger Freude und Verwunderung ſah er ihm eine ganze Zeitlang zu, und regte ſich nicht; — aber endlich konnte er ſich nicht länger halten: — „Ich danke Dir!“ rief er aus, ſtürzte auf ihn zu, und fiel ihm mit klopfendem Herzen um den Hals.“ —

„Dieſer Annibale Caracci war ſelbſt ein gar herrlicher, kräftiger Mann, der die ſtumme Größe der Kunſt recht inniglich fühlte, und es beſſer achtete, ſelber große Werke hervorzubringen,

als mit zierlichen, leichten Worten um große Werke der Kunſt herumzuſpielen. Sein Bruder Agoſtino dagegen war, neben ſeiner Kunſt, ein feiner Weltmann, ein Litteratus und Sonettendichter, der über Kunſtſachen gern viel Worte machte. Als nun beyde von Rom zurückgekommen waren, und wieder in ihrer Akademie in Bologna ſaßen und arbeiteten, fing dieſer Agoſtino einſtmals an, die merkwürdige antike Gruppe des Laokoon gar weitläuftig zu beſchreiben, und alle die einzelnen Schönheiten mit gar zierlichen Reden herauszuſtreichen. Wie nun ſein Bruder Annibale ganz kalt und träumeriſch daneben ſtand, als wenn er es nicht verſtände, ward jener ungehalten, und fragte: ob er denn nichts davon fühlte? Das verdroß ihn innerlich; ſtillſchweigend nahm er eine Kohle, ging an die Wand, und zeichnete ſchnell aus dem Kopf die ganze Gruppe vom Laokoon den Umriſſen nach ſo treu und richtig hin, daß man ſie vor Augen zu ſehen glaubte. Dann trat er lächelnd von der Wand zurück, — alle Anweſende aber erſtaunten, und Agoſtino gab ſich für überwunden, und erkannte ihn als den Sieger im Wettſtreit.“ —

Als der fremde Mann dieſe Geſchichten erzählt hatte, kam ich auf andre Dinge mit ihm zu reden, und fragte ihn unter andern: ob er nicht auch Geſchichten von Knaben wüßte, die von früher Jugend an einen beſondern Hang zur Mahlerkunſt gehabt hätten?

„O ja,“ ſagte der fremde Mann lächelnd, „es wird uns von mehreren Knaben berichtet, die in ganz ſchlechtem Stande gebohren und erzogen, und daraus gleichſam vom Himmel zur Mahlerkunſt berufen wurden. Davon fallen mir mehrere Exempel ein. Gleich einer der allerälteſten Mahler von Italien, Giotto, war in der Jugend nichts weiter als ein Hirtenjunge, der die Schafe hütete. Er hatte ſeine Freude daran, ſeine Schafe auf Steinen oder im Sande abzuzeichnen; dabey betraf ihn einmal Cimabue, der Urvater aller Mahler, und nahm ihn mit ſich, da der Knabe denn bald ſeinen Lehrmeiſter überſah. Wenn ich nicht irre, ſo werden uns ganz ähnliche Geſchichten vom Domenico Beccafumi, und auch von dem geſchickten Bildhauer Contucci erzählt, der als Knabe das Vieh, das er weiden mußte, in Thon nachbildete. So war auch der bekannte Polidoro da Caravaggio anfangs weiter nichts, als ein Burſche, der den Maurern am Vatikan den Mörtel zutrug; dabey aber ſah er den Schülern Raphaels, die eben dort arbeiteten, fleißig zu, bekam eine unwiderſtehliche Luſt zum Mahlen, und lernte gar ſchnell und eifrig. — Ja, es fällt mir noch ein ſehr artiges Exempel ins Gedächtniß, von dem alten franzöſiſchen Mahler Jacob Callot; der hatte als Knabe viel von den herrlichen Sachen in Italien reden hören, und bekam, da er das Zeichnen über

alles liebte, eine Wuth das herrliche Land zu ſehn. Als ein Knabe von eilf Jahren lief er heimlich dem Vater fort, ohne einen Kreuzer Geld in der Taſche, und wollte geradesweges nach Rom. Er mußte ſich bald aufs Betteln legen, und wie er auf ſeinem Wege einen Trupp Zigeuner antraf, ſchlug er ſich dazu, und wanderte mit ihnen bis Florenz, wo er wirklich bey einem Mahler in die Lehre kam. Dann ging er nach Rom; hier aber ſahen ihn franzöſiſche Kaufleute aus ſeiner Vaterſtadt, welche die Noth und Angſt der Ältern um ihn wußten, und ihn mit Gewalt mit ſich zurücknahmen. Als der Vater ihn wieder hatte, wollte er ihn zwingen, ſich fleißig an die Studia zu halten; allein das war alles verlorene Mühe. Im vierzehnten Jahre lief er zum zweytenmal fort nach Italien; aber ſein Unſtern wollte, daß er in Turin auf der Straße ſeinem ältern Bruder begegnen mußte, der ihn von neuem zu dem Vater zurückſchleppte. Endlich ſah dieſer ein, daß kein Mittel half, und gab ihm nun von freyen Stücken die Erlaubniß, zum drittenmal nach Italien zu gehn, wo er ſich denn auch zu einem wackern Künſtler bildete. Bey allen ſeinen jugendlichen Streifereyen war er immer ohne Gefahr geblieben, und hatte ſeine ganze Unſchuld der Seele behalten; denn er mußte unter beſonderer Obhut des Himmels ſtehen. Noch iſt merkwürdig von ihm, daß er als Knabe immer um zweyerley

zu Gott betete, nämlich: daß er, er werde was er wolle, sich in seinem Thun vor allen andern auszeichnen möchte; — und dann, daß er nicht über drey und vierzig Jahre alt würde. Und was wunderbar ist, so starb er wirklich im drey und vierzigsten Jahre." —

Der alte Pater hatte diese Geschichten mit vielem Antheil erzählt. Dann ging er sinnend auf und nieder, und ich sah ihm an, daß er in angenehmen Träumen unter dem Haufen der alten Mahler umherirrte. Ich ließ ihn gern in seinen Betrachtungen, und freute mich, daß er sich noch auf mehr Sachen besinnen würde, denn die Erinnerungen schienen ihm immer lebendiger zu werden. Und wirklich fing er nach einer kleinen Weile wieder also an:

„Da kommen mir noch ein paar schöne Anekdoten ins Gedächtniß, die, auf zwiefache verschiedene Weise, bezeugen, was für eine mächtige Gottheit die Kunst für den Künstler ist, und mit welcher Gewalt sie ihn beherrscht. — Es war einmal ein alter Florentinischer Mahler, mit Namen Mariotto Albertinelli, ein eifriger Künstler, aber ein gar unruhiger und sinnlicher Mensch. Er ward des unsichern und mühseligen Studiums an den mechanischen Theilen der Kunst, und der häßlichen Feindschaften und Verfolgungen der Nebenkünstler endlich ganz überdrüßig, und weil er gern gut leben

mochte, so entschloß er sich ein lustigeres Gewerbe zu ergreifen, und legte ein Gasthaus an. Herzlich vergnügt war er, wie die Sache im Gange war, und sagte öfters zu seinen Freunden: „Seht! das ist ein besser Handwerk! Nun quäl ich mich nicht mehr um die Muskeln gemahlter Menschen, sondern speise und stärke lebendige, und, was das beste ist, bin vor dem abscheulichen Anfeinden und Verläumden sicher, so lang' ich nur guten Wein im Fasse habe." — Aber was geschah? Wie er eine Zeitlang dies Leben geführt hatte, stellte sich ihm die göttliche Erhabenheit der Kunst auf einmal wieder so lebhaft vor Augen, daß er plötzlich sein Gasthaus aufgab, und eifrig, als ein Bekehrter, sich der Kunst von neuem in die Arme warf." —

Die andre Geschichte ist diese. Der wohlbekannte und berühmte Parmeggiano mahlte als ein junger Mann in Rom sehr vortreffliche Sachen für den Pabst, und zwar grade zu der Zeit, als der deutsche Kaiser Karl der Fünfte die Stadt belagerte. Dessen Truppen nun brachen in die Thore ein, und plünderten alle Häuser, der Großen wie der Geringen. Parmeggiano aber achtete auf nichts weniger als auf den Kriegslärm und Tumult, und blieb ruhig bey seiner Arbeit. Auf einmal brechen etliche Kriegsmänner ins Gemach herein, und siehe! er bleibt immer noch fest und ämsig an seiner Staffeley. Da erstaunten diese wilden Menschen, die

ſelbſt Tempel und Altar nicht geſchont hatten, über den großen Geiſt des Mannes ſo ſehr, daß ſie ihn, als wär' er ein Heiliger, nicht anzurühren wagten, und ihn ſogar gegen die Wuth anderer beſchützten." —

„Wie wunderbar iſt das alles," rief ich; „aber nun bitt' ich euch noch um ein einziges," fuhr ich zu dem lieben fremden Manne fort, — „ſagt mir, ob es wahr iſt, was ich einſt hörte, daß die älteſten Mahler von Italien ſo gottesfürchtige Männer geweſen ſind, und die heiligen Geſchichten immer mit rechter Gottesfurcht gemahlt haben? Mehrere Leute, die ich darum befragte, lachten mich aus, und ſagten, das ſey eitel Einbildung und ein artig-erfundenes Mährchen."

„Nein, mein Sohn," verſetzte der liebe Mann zu meinem Troſt, „das iſt keine poetiſche Erfindung, ſondern, wie ich Dir aus den alten Büchern bezeugen kann, die lautere Wahrheit. Dieſe ehrwürdige Männer, von denen mehrere ſelbſt Geiſtliche und Kloſterbrüder waren, widmeten die von Gott empfangene Geſchicklichkeit ihrer Hand auch bloß göttlichen und heiligen Geſchichten, und brachten ſo einen ernſthaften und heiligen Geiſt, und ſo eine demüthige Einfalt in ihre Werke, wie es ſich zu geweiheten Gegenſtänden ſchickt. Sie machten die Mahlerkunſt zur treuen Dienerinn der Religion, und wußten nichts von dem eitlen Farbenprunk

der heutigen Künſtler: ihre Bilder, in Kapellen und an Altären, gaben dem, der davor kniete und betete, die heiligſten Geſinnungen ein. Einer der alten Männer, Lippo Dalmaſio, war wegen ſeiner herrlichen Madonnen berühmt, wovon Pabſt Gregorius der dreyzehnte eine vorzügliche in ſeinem Gemache zur Privatandacht bey ſich hatte. Ein andrer, Fra Giovanni Angelico da Fieſole, Mahler und Dominikanermönch zu Florenz, war wegen ſeines ſtrengen und gottesfürchtigen Lebens beſonders berühmt. Er kümmerte ſich gar nicht um die Welt, ſchlug ſogar die Würde eines Erzbiſchoffs aus, die der Pabſt ihm antrug, und lebte immer ſtill, ruhig, demüthig und einſam. Jedesmal, bevor er zu mahlen anfing, pflegte er zu beten; dann ging er ans Werk, und führte es aus, wie der Himmel es ihm eingegeben hatte, ohne weiter darüber zu klügeln und zu kritiſiren. Das Mahlen war ihm eine heilige Bußübung; und manchmal, wenn er Chriſti Leiden am Kreuz mahlte, ſah man während der Arbeit große Thränen über ſein Geſicht fließen. — Das Alles iſt nicht ein ſchönes Mährchen, ſondern die reine Wahrheit." —

Den Beſchluß machte der Pater mit einer recht ſeltſamen Geſchichte, welche ebenfalls in jene alte Periode der religiöſen Mahlerkunſt fällt.

„Einer der frühſten Mahler," erzählte er, „welcher uns Spinello genannt wird, mahlte in

seinem Alter für die Kirche S. Aguolo zu Arezzo ein sehr großes Altarblatt, worauf er den Lucifer und den Sturz der bösen Engel vorstellte; in der Luft den Engel Michael, wie er mit dem siebenköpfigen Drachen kämpft, und unten den Lucifer in der Gestalt des scheußlichsten Ungeheuers. Von dieser gräulichen Teufelsgestalt war nun sein Kopf so eingenommen, daß, wie erzählt wird, der böse Geist ihm grade so gestaltet im Traume erschien, und ihn fürchterlich fragte: warum er ihn in dieser schändlichen, bestialischen Bildung vorgestellt, und an welchem Ort er ihn in dieser Unform gesehn habe? Der Mahler erwachte aus dem Traum an allen Gliedern zitternd, — er wollte um Hülfe rufen, und konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen. Von der Zeit an war er immer halb von sich, und behielt einen stieren Blick; auch starb er nicht lange darauf. Das wunderbare Gemählde aber ist noch heutiges Tages an seiner alten Stelle zu sehen." — —

Der fremde Pater ging bald darauf fort, und reiste weiter, ohne daß ich einmal Abschied von ihm nehmen konnte. Mir war wie im Traum, als ich alle die schönen Historien gehört hatte; — ich war in eine ganz neue, wunderbare Welt eingeführt. Begierig fragte ich überall nach, um alle die Bücher von Lebensgeschichten der Mahler, besonders auch das Werk des Giorgio Vasari zu bekommen;

ich las ſie mit Liebe und Eifer, und ſiehe! ich fand in dieſen Büchern alle die Hiſtorien aufgezeichnet, die der fremde Pater erzählt hatte. Dieſer mir unvergeßliche Mann iſt es geweſen, der mich auf das Studium der Künſtlergeſchichte geleitet hat, welches dem Verſtande, dem Herzen und der Phantaſie ſo viel Nahrung giebt, und ich habe ihm darum gar viele glückliche Stunden zu verdanken.

13.

# Schilderung

wie die alten deutſchen Künſtler gelebt haben:

wobei zu Exempeln angeführt werden

## Albrecht Dürer,

nebſt ſeinem Vater Albrecht Dürer dem Alten.

Es iſt eine ſchöne Sache, einen längſt verſtorbenen Künſtler aus ſeinen hinterbliebenen Werken ſich im Geiſte neu zu erſchaffen, und aus allen den verſchiedenen leuchtenden Strahlen den Brennpunkt zu finden, wohin ſie zurückführen, oder vielmehr den himmliſchen Stern, von welchem ſie ausgingen. Dann haben wir die Weltſeele aller ſeiner Schöpfung vor uns, — ein Gedicht unſerer Einbildungskraft, wovon das wirkliche Leben des Mannes völlig ausgeſchieden iſt.

Noch faſt ſchöner iſt es aber, wenn wir in Gedanken dieſes ſchimmernde Geiſterweſen mit Fleiſch und Bein bekleiden, — wenn wir ihn uns als einen unſers Gleichen, als unſern Freund und Bruder vorſtellen können, und wie auch er ein Glied

trieben die Arbeit des Lebens treu und ämsig, und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so löbliches und ehrenvolles Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. Sie thaten das Rechte, nicht um eines Lohns willen, sondern bloß aus dem nie erlöschenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunst verstanden, die ersten Fäden ihres Daseyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt rief, gaben sie, aufgelöst in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk, mit fröhliger Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die PERSONALIA des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgesetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche ursprünglich die Bedeutung eines Zeugnisses von der treu und redlich vollendeten Lebensarbeit hatte, und der Jugend zum Vorbilde diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnißvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut Er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue, glänzendere Welt, näher um seinem Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird. — —

So waren die Menschen in vorigen frommen

Zeiten beſchaffen. Warum muß ich ſagen: ſie waren? Warum, — wenn ein ſterbliches Weſen alſo fragen darf, — warum haſt Du die Welt entarten laſſen, allgütiger Himmel?

Wehe den thörichten neuen Weiſen, welche, aus innerer Armuth und Krankheit des Geiſtes, die Menſchenwelt als einen nichtswürdigen Inſektenhaufen anſehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der Tauſend wimmelnden Leben auf dieſer Erde zu einem trägen, mürriſchen Trübſinn oder zu frecher Verzweiflung ſich verleiten laſſen, worin ſie das höchſte Ziel zu erſchwingen glauben, wenn ſie ihr Leben als eine leere Hülſe muthwillig zu zerdrücken und zerquetſchen ſtreben. Wer ſo das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Menſch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben iſt. — Ein großer Unterſchied iſt es, ob man ſein Gewerbe ſelbſt verachtet, oder ob man beſcheiden ſeine Arbeit gering anſchlägt, ſein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigner Freude zu treiben ſcheint. — Freilich ſind wir nur Tropfen im Ocean; freilich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Daſeyn dem Tode in die Arme: allein unſer Geiſt überſteiget doch die engen Schranken, in ihm wohnen ja die unnennbaren, uns ſelber unbegreiflichen Kräfte, welche den Himmel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewig-

keit in den engen Raum zwiſchen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig ſind. — Unſer Leben iſt eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum andern hinübergeſchlagen: ſo lange wir darauf gehen, ſehen wir das ganze himmliſche Firmament im Waſſer ſich ſpiegeln. —

In jenen Zeiten unſrer deutſchen Vorfahren aber, — denn vorzüglich auf den ſtillen, ernſten Character unſrer vaterländiſchen Nation iſt jene Schilderung gegründet, — als die Menſchen bey aller Fröhlichkeit doch fromm, ernſthaft und langſam das Thurmgebäude des Lebens aus aufeinandergeſetzten Stunden und Tagen aufbauten; welche unter den damaligen Menſchen können unſrer zurückſehenden Einbildungskraft wohl ein herrlicheres und wertheres Bild darbieten, als die Künſtler, die alſo lebten? Denn ihnen mußte ja ihre Kunſt, — denn auch dieſe trieben ſie nicht vornehm als Liebhaberey und um der Langenweile willen, (wie jetzt zu geſchehen pflegt,) ſondern mit ämſigem Fleiße, wie ein Handwerk, — ſie mußte ihnen, ohne daß ſie es ſelber wußten, ein geheimnißvolles Sinnbild ihres Lebens ſeyn. Ja, beydes, ihre Kunſt und ihr Leben, war bey ihnen in ein Werk eines Guſſes zuſammengeſchmolzen, und in dieſer innigen, ſtärkenden Vereinigung ging ihr Daſeyn einen deſto feſteren und ſicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch. In ruhiger,

beſcheidener Stille, ohne viel ſcharfſinniger Worte, mahlten oder bildeten ſie ihre Menſchenfiguren, und gaben ihnen treulich dieſelbe Natur, die das geheimnißvoll-wunderbare lebendige Original ihnen zeigte: und eben ſo bildeten ſie ihr Leben ganz folgſam nach den vortrefflichen Himmelslehren der Religion. Sie dachten aber keinesweges an ſpitzfindige Fragen, warum der Menſchenkörper gerade ſo und nicht anders geſtaltet ſey, oder zu welchem Zwecke ſie ihn nachahmten, und eben ſo wenig konnte es ihnen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, warum die Religion da ſey, oder nach der Beſtimmung, wozu ſie ſelber geſchaffen wären. Nirgends fanden ſie Zweifel und Räthſel; ſie verrichteten ihre Handlungen, wie ſie ihnen natürlich und nothwendig ſchienen, und fügten ihre Lebenszeit ganz unbefangen aus lauter richtigen, regelrechten Handlungen zuſammen, eben ſo wie ſie an ihren gemahlten Figuren die gehörigen Knochen und Muskeln, woraus der menſchliche Körper nun einmal gebaut iſt, aneinander ſetzten.

Es iſt mir eine große Herzensfreude, wenn ich dieſe treuen Arbeiter, in der Kunſt wie im Leben, welche die deutſche Vorzeit, und vor allem jenes fruchtbare ſechszehnte Jahrhundert, hervorgebracht hat, mit geſammelten Gedanken betrachte. Um aber ein paar Exempel anzuführen, ſo will ich meine vorige allgemeine Abſchilderung durch etliche ganz

einzelne Züge aus der Geschichte meines lieben Albrecht Dürers, und seines Vaters, welcher der Goldschmidt Albrecht Dürer der Alte ist, erläutern. Denn wenn gleich diese kleinen Züge an sich unbedeutend scheinen möchten, so denke ich doch, daß man, nach dem voraus von mir entworfenen, vielsagenden Gemählde, den richtigen Sinn derselben und ihre wahre Bedeutung besser verstehen wird.

In dem Werke des edlen Joachim von Sandrart, (in welchem derselbe mit lobenswürdigem Eifer gern das ganze Gebiet der Kunst mit beyden Händen umfassen wollen,) finden wir in dem Leben Albrecht Dürers einen kleinen Aufsatz von diesem Künstler selbst eingerückt, worin er, ihm selber und seinen Nachkommen zum Angedenken, einige Nachrichten von seinem Leben und von seiner Familie, mit wenigen aber treuen und frommen Worten, aufgezeichnet hat. Es war damals nicht ungewöhnlich, seinem vollbrachten Lebenslaufe durch genaue Aufzeichnung wieder nachzudenken und ihn zu prüfen; und niemals sonderte man sich in solcher Beschreibung von allen übrigen Menschen ab, vielmehr betrachtete man sich immer nur als ein Mitglied und Mitbruder des großen Menschengeschlechts, indem man sein ganzes Geschlechtsregister durchführte, und sich bescheiden seinen gehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des alten ehrwürdi-

gen Stammbaums anwies, nicht aber ſich allein zum Hauptſtamme der Welt machte. Die lieblich-verſchlungene Kette der Verwandtſchaft war ein heiliges Band: mehrere Blutsfreunde machten gleichſam ein einziges, getheiltes Leben aus, und ein jeglicher fühlte ſich deſto reicher an Lebenskraft, in je mehr andern Herzen das gleiche urväterliche Blut ſchlug: — die ganze Verwandtſchaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Inbegriff der Menſchheit. Die alten Vorfahren, die der Himmel zu Werkzeugen beſtimmt hatte, der fruchtbaren Nachkommenſchaft das Leben, und mittelbar alle Güter des Lebens, (ich meyne Tugend und göttliche Geſinnung,) zu ſchenken, wurden, aus einem ſchönen, natürlichen Inſtinkte, nicht anders als mit dankbarer Ehrfurcht genannt. Der Sohn horchte in der Jugend ſeinem alten Vater wißbegierig zu, wenn dieſer von ſeinen oder ſeines Vaters Schickſalen erzählte; er nahm alles eifrig in ſein Gedächtniß auf, als wären es wichtige Glaubensartikel, denn auch er ſollte das Werk des Lebens durchführen, das ſeine Vorfahren ſchon ſo ruhmwürdig vollendet hatten.

Dies ſind die Gedanken, welche bey mir aufſteigen, wenn ich des Albrecht Dürers Bericht von ſeinem Vater und ſeinen Vorfahren leſe, welchen er mit folgenden Eingangsworten anhebt:

„Ich Albrecht Dürer der jüngere hab zuſammen-

getragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er her sey, wie er herkommen und blieben und geendet seliglich: Gott sey ihm und uns gnädig. Amen."

Alsdann erzählt er: seines Vaters Vater, genannt Antoni Dürer, sey als Knabe in ein Städtlein in Ungarn gekommen zu einem Goldschmidt, und habe allda das Handwerk erlernt. Dann habe er sich verheyrathet mit einer Jungfrauen mit Namen Elisabeth, mit dieser habe er vier Kinder gebohren, und der erste Sohn, Albrecht Dürer, sey sein lieber Vater gewesen, und sey auch ein Goldschmidt worden. Dieser sein lieber Vater habe sich nachher lange Zeit in Niederlanden bey den großen Künstlern aufgehalten, und im Jahre 1455 sey er nach Nürnberg gekommen, gerade an demselben Tage, als Philipp Pirkhaimer auf der Vesten Hochzeit gehalten, und ein großer Tanz unter der großen Linden angestellt gewesen.

Das ganze Wesen seines Vaters spricht Albrecht Dürer gleich anfangs gar kräftig und bündig in zweyen Worten aus, wenn er sagt: er sey gewesen ein künstlicher und reiner Mann. Und am Ende fügt er folgende Züge hinzu, die uns ihn ganz lebhaft vor Augen schildern. Es habe sich derselbe mit Weib und Kindern von seiner Hände Arbeit nothdürftig ernährt, und sein Leben unter mancherley Mühe, Anfechtung und Beschwerden

hingebracht. Bey allen, die ihn gekannt, habe er ein gut Lob gehabt, denn er ſey ein gottesfürchtiger Mann geweſen, geduldig, ſanftmüthig, ehrbar, und immer voll Dankbarkeit gegen Gott. Übrigens ſey er von wenig Worten geweſen, habe allezeit in der Stille und Einſamkeit fortgelebt, und ſich gar wenig weltlicher Freuden bedient. Sein höchſtes Begehren ſey dahin gegangen, ſeine Kinder zur Ehre Gottes aufzuziehen, darum habe er großen Fleiß auf ſie gewandt, und täglich von der Liebe Gottes zu ihnen geſprochen. Endlich, in der Krankheit, da er ſeinen Tod vor Augen geſehen, habe er ſich willig drein gegeben, habe ſeinen Kindern befohlen göttlich zu leben, und ſey chriſtlich verſchieden, im 1502ten Jahre, vor Mitternacht nach St. Matthäus-Abend.

Ein ſolches ſtilles, abhängiges Leben führen da man in keiner Stunde vergißt, daß man nichts anders iſt als ein Arbeiter Gottes, dies heißt den ſicherſten Weg zur Glückſeligkeit gehn. Wer aber keinen Gott verehrt, das heißt mit andern Worten, wer ſich ſelber zum Gott und Regierer des Weltalls machen will, der befindet ſich in einer unglückſeligen Verrückung, und genießt nur die traurige, falſche Glückſeligkeit eines thörichten, wahnſinnigen Bettlers, der ſich ein Kayſer in der Krone dünkt. —

Noch finden wir an dem oben gedachten Orte ein von dem alten Dürer hinterlaſſenes Verzeichniß

aller ſeiner Kinder, an der Zahl achtzehn, welche er eigenhändig, nach Vornahmen und nach den Tag und Stunde der Geburt, in ein eigen Buch ſorgfältig aufgezeichnet hat. Dieſer gute Bürger und Goldſchmidt zu Nürnberg, Dürer der Alte, mag während ſeines Lebens gewiß oftmals vielfältige gute Gedanken in ſeinem Kopfe hervorgebracht haben; allein viel davon aufzuſchreiben iſt ihm wohl nicht eingefallen, ja es möchte ihm dies vielleicht ſeltſam vorgekommen ſeyn: weit natürlicher war es ihm, über alle Kinder, die der Himmel ihm geſchenkt hatte, ein genaues Regiſter zu führen. Von allen dieſen achtzehn Kindern aber gedenken wir jetzt, nach ein paar Jahrhunderten, keines als nur des geliebten Albrechts, und alle übrigen ſind der Vergeſſenheit übergeben, wovon freilich der Vater bey der Geburt nichts ahnden konnte, ihn vielmehr, ohne Auszeichnung, mit ähnlichen Worten als die andern, alſo aufführt;

„Item, nach Chriſti Geburt 1471 Jahr, in der ſechsten Stunde am Sankt Prudentien Tag, an einem Freytag in der Kreuzwochen gebahr mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, der ward genannt Albrecht nach mir.“

Nachdem unſer Albrecht Dürer der jüngere dies Regiſter von allen ſeinen Geſchwiſtern aus ſeines Vaters Buch eingerückt, ſo ſetzt er hinzu: „Nun ſind dieſe meine Geſchwiſter, meines lieben Vaters

Kinder, faſt alle geſtorben, etliche in der Jugend, die andern ſo ſie erwachſen waren; nur wir drey Brüder leben noch, ſo lange Gott will, nämlich ich Albrecht, desgleichen mein Bruder Hans und mein Bruder Andreas." — So lange Gott will! Ein ſchöner Wahlſpruch! Ein kindliches Gefühl, daß wir Menſchen uns von Gott, in den theuren Banden ſeiner Liebe hängend, ſo lange unter den Blumengerüchen dieſer grünen Erde hin und her wiegen laſſen, als es ihm gut dünkt daß uns dienlich ſey.

Ihm, unſerm werthen Albrecht Dürer, hat er ein 57jähriges Alter dienlich gehalten; dabey hat er ihm aber auch gütig verliehen, in der Kunſt ein weit größerer Mann als ſein Vater zu werden. Anfangs lernte dieſer ihn zum Goldſchmidtgewerbe an, und wollte die großväterliche Kunſt auf den Enkel verpflanzen. Denn wenn in den vorigen Zeiten Deutſchlands die Kunſt einmal dem Stamme eines Geſchlechts eingeimpft war, ſo wurden gemeiniglich auch die nachſchießenden Zweige veredelt, und das Band der Blutsfreundſchaft ward gleichſam vergoldet durch dieſe erbliche Tugend der Kunſt, wovon uns mehrere edle Künſtlerfamilien, entſproſſen aus den blühenden alten Städten des ſüdlichen Deutſchlands, ein Beyſpiel abgeben. — Der junge Albrecht übte ſich alſo unter ſeines Vaters Anweiſung in der Goldſchmidtarbeit, und kam, (wie Sandrart erzählt,) ſo weit, daß er die ſieben Fälle

des Leidens Christi in getriebener Arbeit verfertigte. Damals war es jedem, ohne sich zu besinnen, das nächste und natürlichste, sich durch heilige Gegenstände zur Kunst einzuweihen, und für die erlangte erste jugendliche Geschicklichkeit dem Himmel durch eine Vorstellung, die ihm wohlgefällig wäre, sich dankbar zu beweisen. — Dürer aber trug innerlich weit größere Lust zur Mahlerey, und obwohl der Vater ihn gar gern auch zum Sohne seiner Kunst behalten hätte, so gab er doch nach, und, — spricht Albrecht Dürer, — „im Jahre 1486 am St. Andreas Tag versprach mich mein Vater in die Lehrjahr' zu Michael Wohlgemuth, drey Jahr lang ihm zu dienen; in der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von seinen Knechten leiden mußte; und da ich ausgedient hatte, schickt mich mein Vater hinweg, und blieb ich vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert'." In diesem einfachen Tone zählt er die Umstände seines Lebens her; ohne sich zur Rechten oder Linken umzusehen, geht er seinen geraden Weg fort, und thut, als wenn alles, was ihm begegnet, so und nicht anders seyn müßte.

In seinen Gemählden, Kupferblättern und Holzstichen, welche zum großen Theil geistliche Vorstellungen enthalten, zeigt unser Dürer eine treue, handwerksmäßige Ängstigkeit. Das Gemüth, welches ihm das Streben nach dieser in seinen Linien

ausgeführten Vollendung, das man so offen und unverstellt in seinen Werken erblickt, einflößte, und welches ihn trieb, den besten und richtigsten Proportionen des menschlichen Körpers sorgfältig nachzuspüren, und sie in einem Buche aufzubewahren, welches nachher in allen Sprachen übersetzt, allen zeichnenden Völkern zum Canon diente: dies war eben dasselbe Gemüth, welches ihn auch im Leben und Handeln überall das Rechte und Gute so verfolgen hieß. Obgleich aber die Posaune der Fama in den besten Ländern Europa's, (nämlich außer dem deutschen Reiche in Italien, Frankreich, Spanien, Holland und England,) weit und breit seinen Namen ausrief und verherrlichte, so daß er sowohl von den berühmtesten Mahlern damaliger Zeit, als von Kayfern und Königen, der größten Ehren genoß, welches seinem Vater, dem ehrlichen Goldschmidt, keinesweges begegnet war; so wich der theure Mann doch in der Art zu leben gar nicht von diesem ab, sondern setzte den Pilgerstab seiner irrdischen Wanderschaft eben so Schritt vor Schritt, still und bedächtig fort, und war ein künstlicher und reiner Mann.

Aus solchen Beyspielen wird man ersehen, daß wo Kunst und Religion sich vereinigen, aus ihren zusammenfließenden Strömen der schönste Lebensstrom sich ergießt.

So wie aber diese zwey großen göttlichen We-

ſen, die Religion und die Kunſt, die beſten Führerinnen des Menſchen für ſein äußeres, wirkliches Leben ſind, ſo ſind auch für das innere, geiſtige Leben des menſchlichen Gemüths ihre Schätze die allerreichhaltigſten und köſtlichſten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es iſt mir eine ſehr bedeutende und geheimnißvolle Vorſtellung, wenn ich ſie zweyen magiſchen Hohlſpiegeln vergleiche, die mir alle Dinge der Welt ſinnbildlich abſpiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich den wahren Geiſt aller Dinge erkennen und verſtehen lerne. —

## 14.

# Die Peterskirche.

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geist erhebt sich in heiliger Trunkenheit, wenn ich Deine unermeßliche Pracht anstaune! Du erweckest mit Deiner stummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und lässest das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat gesammelt an Deiner steinernen Größe, und auf zahllosen Menschenleben bist Du emporgestiegen zu dieser Höhe! —

In nackten Steinbrüchen ist euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelsen abgezwungen, unbekümmert, was jemals aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur sein Eisen, sein Werkzeug war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einst zum letztenmale in die Hand nahm und starb.

Wie mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als diese Steine, einen fest auf den andern zu schichten für einen geringen Lohn, ist darüber von der Erde gegangen! Wie mancher, dessen

Geschäft es war, diese Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht stolz seyn mochte auf einen schönen Säulenknauf, der sich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat sein Auge geschlossen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtsam betrachtet, nach dem letztenmahle da er ihn mit Freuden ansah.

Eine ganze Reihe von Meistern der Baukunst sind an der Schöpfung dieses Kolosses vorübergegangen: sie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felsen zu schönen Gestalten zusammenzauberten, und der eine größeste der Meister war es, der durch ein dürres Zahlengewebe um krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Gesetz vorschrieb, die Last der Mauern kühn zu besteigen, und sich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Stadthalter des heiligen Stuhls, welche durch armselige kleine Metallstücke, die sie von ihren todten, stillen Schatzkammern in die Welt streuten, wie durch electrische Funken aus der schlafenden Kraft der groben Hände, der schlafenden Kunst der Steinarbeiter den schönträumenden Geistern der Architecten, eine vereinigte, sichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, —

welche, durch die millionenmal wiederholte elende Einförmigkeit dieſer bedeutungsloſen Metallſtücke, ein ſo geiſtreiches Wunderwerk von ſo unerſchöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menſchliche Würde eintauſchten: — auch dieſe ſind längſt von ihrem glänzenden Stuhle aufgeſtanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land geſetzt, wohin die Millionen, die ſie als Gottes Statthalter anbeteten, eingegangen ſind.

Wie mannichfache menſchliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben ſind an deiner Schöpfung zerſchellt! Und du ſtehſt, ein unſterblicher Bau, ſtützeſt dich auf deinen ſtarken Mauern, und ſiehſt unerſchrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tauſend einzelnen Steine der Felſen, die unförmlichen Maſſen, die verſtümmelten Gliedern glichen, haben ſich zu ſchlanken Säulen vereinigt, deren erhabene Geſtalt das Auge mit liebevollen Blicken umſchlingt, oder zur Kuppel, an deren ſanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufſchwebt. Verſchwunden ſind die unzähligen verſtümmelten Glieder: es ſteht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beym Bau der Welt von Rieſen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerſchmelzten Felſen in ungeheuren Formen gegoſſen. — Und die erſtaunenswürdige Wirk-

lichkeit dieſes unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erſchreckt, worauf beruht ſie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federſtrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangſt in deinem Daſeyn, und haſt nichts mehr an dir von deinem Urſprunge. Menſchen erſchufen dich, und du biſt höherer Natur als das Geſchlecht deiner Schöpfer, läſſeſt die ſterblichen Schaaren langer Jahrhunderte niederknien unter deinem Dohme, und umhüllſt ſie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern ſpricht.

Wohl dem vergänglichen Menſchen, daß er Unvergänglichkeit zu ſchaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er ſelber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunſt treibt die ſterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel, hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verſchließt göttliche Kräfte. — Die Menſchen ſind nur die Pforten, durch welche ſeit der Erſchaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion und dauernden Kunſt uns ſichtbar erſcheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke iſt es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majeſtätiſch, mit Felſen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine ſehr edle Kunſt, die, alle menſchliche

Gestalt und Sprache verachtend, denen die sämmtlichen übrigen Künste dienstbar sind, allein darauf stolz ist, ein mächtiggroßes, sinnliches Bild der schönen Regelmäßigkeit, der Festigkeit und Zweckmäßigkeit, dieser Angeltugenden, und allgemeinen Ur- und Musterbilder in der menschlichen Seele, vor unser Auge zu stellen. Ihre Werke sind (gleich der harmonischen Wissenschaft der Weisheit in der Seele des Weisen,) ein fest in sich verbundener schöner Zusammenhang von tragenden und getragenen Massen, von kühn hinanstrebenden Säulen und Wänden, und von schützenden, ruhig schwebenden und herabsehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel stehn ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; sie lassen sich nicht, wie die Werke der andern Künste, mit Händen regieren, das Geschlecht, das sie hervorbrachte, geht in sie hinein, fühlt sich von ihnen umschlossen, und sie sind die edlen Gefäße, die alle andre Kunst und Wissenschaft, ja die edelste Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können sie größeres bewahren und umschließen, als das Streben des Menschen nach der Gottheit? O, da müssen sich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, so weit sie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umspannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütter-

lichen Schooß zu ſammeln, auf daß die einſam umherirrende Andacht von Tauſenden, unter dieſer Wölbung verſammelt und von der ewigen Umarmung dieſer heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zuſammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahlloſe Mengen der Vergangenheit haben dieſe heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahlloſe der Zukunft erwarten ſie ſehnlich in ihre Arme zu ſchließen.

Ich höre ſie wohl, die vernünftigen Weiſen, die ſpotten und ſprechen: „Was ſoll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeſchmückten Raume betet der Menſch ſo fromm, — und viele Dürftige, nebſt Witwen und Wayſen, hätten wir geſpeiſet und gekleidet von dieſen ſteinernen Schätzen.“ — Ich weiß es wohl, daß man der Kunſt und auch der Religion es bitter verarget, wenn ſie in reicher, königlicher Pracht ſich vor der Welt erheben. Es mögen dies ſehr feſtgegründete Gedanken der menſchlichen Vernunft ſeyn, aber doch ſind es nicht die Gedanken der ſchaffenden Vorſicht.

Nach einem durch menſchliche Vernunft berechneten Gleichmaaße und einer ſtrengen, geiſtigen Ordnung der Dinge, wollen die Weiſen unſre Erde neu erſchaffen. Aber was iſt die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns ſichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Weltalls?

alls? — und was ſind wir? — — Jenes gewalt-ſame Auf- und Niederwallen der irrdiſchen Dinge, — daß ſich das Hohe zum Hohen geſellt, und die Flächen und Tiefen verwahrloſt vergehen, — er-ſcheint mir nicht anders als der eigenthümliche, ge-heimnißvolle Pulsſchlag, das furchtbare, unver-ſtändliche Athemholen des Erdgeſchöpfs. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daſeyn bringen will, ſo bleibt ihr Streben immer irrdiſch, und ſie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irrdiſche Schätze. — So hat auch ſelbſt die lebloſe Natur, recht im irrdiſchen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirrdi-ſchen Überfluſſe der koſtbaren Metalle verſchwende-riſch belohnt, indeß endloſe Wüſteneyen unter ihrer kargen Hand verſchmachten.

Drum ſchweige, menſchlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der er-haben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! ſelbſt dieſes Wunder der Welt, wie verſchwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieſer Erde! — Es ſchrumpft zuſammen, wenn das Auge ſich eine kurze Spanne entfernt, und iſt nicht da für alle übrige Welt. Ganze Welt-theile haben nie davon gehört, und ſelbſt Tauſende, die es ſehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

## 15.

# Brief
eines
# jungen deutſchen Mahlers
in Rom
an ſeinen Freund in Nürnberg.

Theurer Bruder und Genoſſe.

Lange iſt es ſchon, ich weiß es wohl, daß ich Dir nicht geſchrieben habe, ſo oft ich auch mit inniger Liebe an Dich dachte; denn es giebt Stunden im Leben, in denen den beflügelten Gedanken alles Äußere zu langſam von Statten geht, wo die Seele ſich ſelbſt mit Vorſtellungen abarbeitet, und eben deswegen äußerlich nichts geſchieht. Eine ſolche Epoche habe ich jetzt erlebt, und nun, da ich innerlich wieder etwas zur Ruhe bin, nehme ich auch ſogleich die Feder, um Dir, geliebter Sebaſtian, meinem wertheſten Jugendfreunde, zu berichten, wie es mir ergangen, und was ſich mit mir zugetragen hat.

Soll ich Dir weitläuftig ſchreiben, wie das gelobte Land Italia beſchaffen ſey, und mich in

unzuſammenhängende Bewunderungen ergießen? Es finden da keine Worte ihren rechten Platz, denn wie mag ich, der Sprache ſo ganz unkundig, Dir den hellen Himmel, die weiten paradieſiſchen Ausſichten, durch die die erquickende Luft ſpielend ziehet, würdig darſtellen? Weiß ich doch kaum in meinem eigenthümlichen Handwerke Farben und Striche aufzufinden, um das, was ich innerlich ſehe und faſſe, auf die Leinwand hinzuzeichnen.

So verſchieden aber auch alles hier ſeyn mag, was Himmel und Erde betrifft, ſo läßt es ſich doch noch eher ahnden und glauben, als dasjenige, was ich Dir von der Kunſt zu ſagen habe. Ihr mögt da in Deutſchland fleißig zuſammen mahlen, lieber Sebaſtian, Du und unſer überaus theurer Lehrer Albrecht Dürer; aber wenn ihr hieher plötzlich verſchlagen würdet, ſo würdet ihr wahrlich wie zwey Geſtorbene ſeyn, die ſich im Himmel noch nicht zurecht zu finden wiſſen. Da ſeh' ich in Gedanken den künſtlichen Meiſter Albrecht auf ſeinem Schemel ſitzend, und mit einer kindiſchen, faſt rührenden Amſigkeit an einem feinen Stückchen Holze ſchnitzeln, wie er die Erfindung und Ausführung wohl überlegt, und das angefangene Kunſtſtück zu wiederhohlten Malen betrachtet; ich ſehe ſeine weite ausgetäfelte Stube und die runden Scheiben, und Dich mit dem unermüdlichen getreuen Fleiße vor einer Kopey, und wie die jüngern Schüler ab-

und zugehen, und der alte Meiſter Dürer manches kluge und manches luſtige Wort fallen läßt; dann ſehe ich unſre Hausfrau hereintreten, oder den wohlberedten Wilibald Pirkheimer, der die Gemählde und Zeichnungen betrachtet, und mit Albrecht einen lebhaften Diſput anfängt; — und wenn ich mir dies alles eigentlich in meinen Gedanken vorſtelle, ſo kann ich ordentlich nicht recht begreifen, wie ich hieher gekommen bin, und wie hier alles ſo anders iſt.

Erinnerſt Du Dich noch der Zeit, als wir zuerſt bey unſerm Meiſter in die Lehre gegeben wurden, und wir es gar nicht begreifen konnten, daß aus den Farben, die wir rieben, ein Geſicht oder ein Baum hervorgehen ſollte? Mit welchem Erſtaunen betrachteten wir dann den Meiſter Albrecht, der immer alles ſo wohl anzuwenden wußte, und nie über die Ausführung ſeiner größten Sachen in Verlegenheit kam! Ich war oft wie im Traum, wenn ich aus der Mahlerſtube ging, um ihm Wein und Brot einzukaufen, und ich meynte ſogar in manchen Stunden, wenn alle die übrigen unkünſtlichen Menſchen, Handwerker oder Bauern, an mir vorübergingen, er müſſe wohl gar ein Zauberer ſeyn, daß ſich das Lebloſe ſo auf ſeinen Ruf zurechtfinde, und gleichſam lebendig werde.

Aber was würde ich erſt geſagt oder gefühlt haben, hätte man mir damals die verklärten Ange-

sichter Raphaels vor die kindischen Augen gehalten? Ach, lieber Sebastian, wenn ich sie verstanden hätte, so wäre ich gewiß in meine Knie gesunken, und hätte meine ganze junge Seele in Andacht, Thränen und Anbetung aufgelöst; denn bey unserm großen Dürer findet man doch noch das Irdische heraus, man begreift es doch, wie ein künstlicher und wohlgeübter Mann auf diese Gesichter und Erfindungen verfallen konnte; — wenn wir recht mit den Augen in das Gemählde einwurzeln, so können wir fast die gefärbten Figuren wieder vertreiben, und das leere, einfache Bret darunter entdecken: — aber bey diesem Meister, mein Theurer, ist alles so wunderbar eingerichtet, daß Du ganz vergissest, daß es Farben und eine Mahlerkunst giebt, und Dich nur innerlich vor den himmlischen, und doch so herz-menschlichen Gestalten mit der wärmsten Liebe demüthigst, und ihnen Dein Herz und Deine Seele zueignest. — Glaube nicht, daß ich aus jugendlichem Eifer übertreibe; Du kannst es Dir nicht vorstellen und nicht fassen, wenn Du nicht selber kommst und siehst.

Überhaupt, lieber Sebastian, ist diese Erde durch die Kunst ein gar herrlicher und lieblicher Aufenthalt; ich habe es erst jetzt empfunden, wie ein unsichtbares Wesen in unserm Herzen wohnt, das allgewaltig von den großen Kunstwerken angezogen wird. — Und wenn ich Dir alles gestehen

ſoll, mein theurer Jugendfreund, (wie ich es denn muß, denn ich fühle mich mit Gewalt dazu hingezogen,) ſo liebe ich jetzt ein Mädchen, die meinem Herzen über alles geht, und ich werde von ihr wieder geliebt. Mein Sinn taumelt alſo in einem ewigen Frühlingsglanze umher, und ich möchte in manchen Stunden des Entzückens ſagen, daß die Welt und die Sonne des Himmels ihren Glanz von mir erbörgten, wenn es nicht zu frech wäre, ſeine Freude auf dieſe Art ausſprechen zu wollen. Mit inniger Rührung habe ich ſeit lange ihre Züge in den beſten Gemählden aufgeſucht, und ſie immer bey meinen liebſten Meiſtern gefunden. Ich bin mit ihr verlobt, und in wenigen Tagen werden wir unſre Hochzeit feyern; Du ſiehſt alſo, daß ich nicht Luſt habe nach unſerm Deutſchlande zurückzukehren, ich hoffe Dich aber bald hier in Rom zu umarmen.

Beſchreiben kann ich Dir es nicht, wie Mariens Herz immer um das Wohl meiner Seele beſorgt war, als ſie hörte, daß auch ich der neuen Lehre zugethan ſey. Sie bat mich oft inbrünſtig, zum alten, wahren Glauben zurückzukehren, und ihre liebevollen Reden brachten oft meine ganze Phantaſie, und alles, was ich für meine Überzeugungen hielt, in Unordnung. — Von dem, was ich Dir nun ſchreiben werde, ſage nichts unſerm vielgeliebten Meiſter Dürer; denn ich weiß, daß es nur

ſein Herz kränken würde, und es könnte doch weder mir noch ihm weiter fruchten.

Ich ging neulich in die Rotonda, weil ein groſſes Feſt war, und eine prächtige lateiniſche Muſik ſollte aufgeführt werden, oder eigentlich anfangs nur um meine Geliebte dort unter der betenden Menge wieder zu ſehen, und mich an ihrer himmliſchen Andacht zu beſſern. Der herrliche Tempel, die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach hereindrang, und mich immer enger umgab, die glänzenden Vorbereitungen, das alles ſtimmte mein Gemüth zu einer wunderbaren Aufmerkſamkeit. Mir war ſehr feyerlich zu Muthe, und wenn ich auch, wie es einem bey ſolchem Getümmel zu gehen pflegt, nichts deutlich und hell dachte, ſo wühlte es doch auf eine ſo ſeltſame Art in meinem Innern, als wenn auch in mir ſelber etwas Beſonderes vorgehen ſollte. Auf einmal ward alles ſtiller, und über uns hub die allmächtige Muſik, in langſamen, vollen, gedehnten Zügen an, als wenn ein unſichtbarer Wind über unſern Häuptern wehte: ſie wälzte ſich in immer gröſſeren Wogen fort, wie ein Meer, und die Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. Mein Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnſucht nach etwas Groſſem und Erhabenen, was ich umfangen könnte. Der volle lateiniſche Geſang, der ſich ſteigend und fallend durch die ſchwellenden Töne

der Muſik durchdrängte, gleich wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres ſeegeln, hob mein Gemüth immer höher empor. Und indem die Muſik auf dieſe Weiſe mein ganzes Weſen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief, — da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und ſah um mich her, — und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, ſo trunken hatte mich die Muſik gemacht. In dem Moment hörte ſie auf, ein Pater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeiſterten Gebehrde die Hoſtie, und zeigte ſie allem Volke, — und alles Volk ſank in die Kniee, und Poſaunen, und ich weiß ſelbſt nicht was für allmächtige Töne, ſchmetterten und dröhnten eine erhabene Andacht durch alles Gebein. Alles, dicht um mich herum, ſank nieder, und eine geheime, wunderbare Macht zog auch mich unwiderſtehlich zu Boden, und ich hätte mich mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten können. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte kniete, und mein Herz in der Bruſt flog, da hob eine unbekannte Macht meinen Blick wieder; ich ſah um mich her, und es kam mir ganz deutlich vor, als wenn alle die Katholiken, Männer und Weiber, die auf den Knieen lagen, und, den Blick bald in ſich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet, ſich inbrünſtig kreuzten, und ſich vor die Bruſt ſchlugen und die betenden Lippen rührten, als wenn alle um meiner Seelen

Seligkeit zu dem Vater im Himmel beteten, als wenn alle die Hunderte um mich herum um den einen Verlorenen in ihrer Mitte flehten, und mich in ihrer ſtillen Andacht mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da ſah ich ſeitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich ſah eine große, heilige Thräne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf ſeitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemählde Chriſti am Kreuze ſah mich mit unausſprechlicher Wehmuth an, — und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben ſich anbetungswürdig, wie Apoſtel und Heilige, vor meinen Augen, und ſchauten mit ihren Kapitälern voll Hoheit auf mich herab, — und das unendliche Kuppelgewölbe beugte ſich wie der allumfaſſende Himmel über mich her, und ſegnete meine frommen Entſchließungen ein.

Ich konnte nach der geendigten Feyerlichkeit den Tempel nicht verlaſſen; ich warf mich in einer Ecke nieder und weinte, und ging dann mit zerknirſchtem Herzen vor allen Heiligen, vor allen Gemählden vorüber, und es war mir, als dürfte ich ſie nun erſt recht betrachten und verehren.

Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerſtehen: — ich bin nun, theurer Sebaſtian, zu jenem Glauben hinübergetreten, und ich fühle mein Herz

froh und leicht. Die Kunst hat mich allmächtig hinubergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse. Kannst Du es nennen, was mich so verwandelt, was wie mit Engelsstimmen in meine Seele hineingeredet hat, so gieb ihm einen Namen, und belehre mich über mich selbst; ich folgte bloß meinem innerlichen Geiste, meinem Blute, von dem mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkömmt

Ach! glaubte ich denn nicht schon ehemals die heiligen Geschichten und die Wunderwerke, die uns unbegreiflich scheinen? Kannst Du ein hohes Bild recht verstehen, und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben? Und was ist es denn nun mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bey mir länger wirkt?

Dein Herz wird sich dem meinigen gewiß nicht abwenden, das ist nicht möglich, Sebastian, und so laß uns denn zu demselben Gotte beten, daß er unser Gemüth hinführo immer mehr erleuchte, und die wahre Frömmigkeit auf uns herniedergieße: nicht wahr, Freund meiner Jugend, das übrige soll und kann uns nicht trennen?

Lebe recht wohl, und grüße herzlich unsern Meister. Wenn Du auch nicht meiner Meynung bist, wird Dir dieser Brief doch gewiß Freude machen, denn Du erfährst daß ich glücklich bin.

## 16.

# Die Bildniſſe der Mahler.

Die Muſe tritt mit einem jungen Künſtler in den Gemähldeſaal.

### Die Muſe.

Wandle hier mit ſtillem, heiterm Ernſte,
Freundlich beygeſellt den großen Meiſtern,
Die mit Liebe deinen Buſen füllen,
Ruhe hier, nach ihren theuren Werken,
Im Beſchauen ihrer Häupter aus.

### Der Jüngling.

Wie fühl' ich mich hingezogen!
Wie pocht mein Herz
Den ſüßen, labenden Blicken entgegen!
Ach! wie demüthigt ihr mich,
Daß ihr alle ſo ernſt nach mir,
Wie nach Einem Mittelpunkte ſchaut.
Wie fühl' ich mich verwandt zu euch,
Und wie entfremdet!
Kühn möcht' ich jetzt den Pinſel faſſen,
Und herrliche, große Geſtalten
Mit feſter Hand, mit dreiſten Farben zeichnen. —
Und dennoch wag' ich's kaum
Den großen Ahnherrn hier ins Angeſicht zu blicken.
Wie unter Geiſtern bin ich feſtgebannt, —
Und wunderbare Lichter fallen
Von allen Bildern hier

In meinen dämmernden, ahndungsvollen Sinn. —
Wie nannte sich dieser Greis,
Der mit freundlichen Blicken
Gedankenschwer in seiner eignen Größe ruht?

## Die Muse.

Diese theuren langen Silberhaare,
Die so schön ins Haar des Bartes fallen,
Zierten einst den alten weisen Mahler
Aus Toscana, meinen Leonardo,
Der die große Schule dort gegründet.

## Der Jüngling.

Gepriesen sey die Hand, die uns dies theure Haupt
In amsger Arbeit aufbewahrt.
Er ist's! ich seh' ihn, wie er sinnt,
Und freundlich in die große weite Natur schaut,
Und wie er rastlos wieder
Nach neuer Erkenntniß trachtet. —
Doch wer ist dieser Mann,
In Blick und Stellung ihm fast ähnlich,
Doch ernst, und tiefer in sich selbst verschlossen?

## Die Muse.

Albrecht Dürer, der sich mir ergeben,
Heilig betend sich an mich gedränget,
Als im fernen wüsten Norden keiner,
Mich und meine Kunst geachtet: fromm und
Einfach war sein Wandel, Kindern ähnlich.
Wie er selbst, sind alle seine Bilder.

## Der Jüngling.

Ja, ich erkenne den ſtillen Fleiß,
Die heilige Demuth des Hochbelobten,
Die innere Arbeit des thätigen Geiſtes. —
Doch deute mir den Namen dieſes,
Vor deſſen wildem Blick ich heimlich im Innern
Zuſammenſchaudre, wenn ihn mein Auge trifft!

## Die Muſe.

Dieſer iſt der Stolz des Vaterlandes,
Schönſtes Kleinod von Toscana, — Staunen
Seiner Nachwelt: ſieh' die Kraft des großen
Michel' Angelo Buonarotti.

## Der Jüngling.

Ha! der Gewaltige, ſtark wie ein Löwe!
Der mit Erhabenheiten, mit dem Grauſen ſpielte. —
Aber die Sehnſucht drängt mich fern und ferner, —
Raſtlos irr' ich mit meinem Blick umher,
Und immer ſind' ich nicht was ich ſuche.
Keine Stirn iſt edel und ſo begeiſtert,
Kein Auge ernſt genug und tief erforſchend: —
Abſeits und einſam, mit langem Barte,
Wunderbarem Heiligenſchein um graue Locken,
Hängt vielleicht der göttliche Raphael.

## Die Muſe.

Dieſer Jüngling hier war Raphael.

## Der Jüngling.

Dieſer Jüngling? — Unerforſchlich, Gott!
Sind deine Wege,
Unerforſchlich die tiefen Wunder der Kunſt!
Dieſes heitre, unbefangne Auge
Sah auf ſelbſterſchaffne Chriſtusbilder,
Madonnen, Heilige und Apoſtel,
Und alte Weiſen, und wilde Schlachten! —
Ach! er ſcheint nicht älter als ich ſelber.
Über kleine frohe Spiele ſcheint er ſinnend,
Und das Sinnen wieder ſcheint ihm Spiel.
Wie ich mich ihm ſo nah, ach! ſo vertraulich fühle!
Wie kein Ernſt, kein hoher Greiſesſtolz
Mich Armen rückwärts hält, — wie ich ihm an die Bruſt
Mit Weinen ſinken möchte, und in Freude vergehn!
Ach! er würde mich gern in ſeine Arme nehmen,
Und freundlich mich über meine Bewunderung,
Über mein Glück zu tröſten ſuchen. —
Nein, ich laſſe den Thränen ihren Lauf: —
In der ſchönſten Bildung hat ſich in dir
Die himmliſche Kunſt den Menſchenkindern offenbart. —

# II.

## Aufsätze

über

# die Musik.

1.

# Das merkwürdige muſikaliſche Leben

des

Tonkünſtlers

# Joſeph Berglinger.

In zwey Hauptſtücken.

## Erſtes Hauptſtück.

Ich habe mehrmals mein Auge rückwärts gewandt, und die Schätze der Kunſtgeſchichte vergangener Jahrhunderte zu meinem Vergnügen eingeſammelt; aber jetzt treibt mich mein Gemüth, einmal bey den gegenwärtigen Zeiten zu verweilen, und mich an der Geſchichte eines Künſtlers zu verſuchen, den ich ſeit ſeiner frühen Jugend kannte, und der mein innigſter Freund war. Ach leider biſt du bald von der Erde weggegangen, mein Joſeph! und nicht ſo leicht werd' ich deinesgleichen wieder finden. Aber ich will mich daran laben, der Geſchichte deines Geiſtes, von Anfang an, ſo wie du mir oftmals in ſchönen Stunden ſehr ausführlich davon erzählt

haſt, und ſo wie ich ſelbſt dich innerlich kennen gelernt habe, in meinen Gedanken nachzugehen, und denen, die Freude daran haben, deine Geſchichte erzählen. —

Joſeph Berglinger ward in einem kleinen Städtchen im ſüdlichen Deutſchlande gebohren. Seine Mutter mußte die Welt verlaſſen, indem ſie ihn darein ſetzte; ſein Vater, ſchon ein ziemlich bejahrter Mann, war Doktor der Arzneygelehrſamkeit, und in dürftigen Vermögensumſtänden. Das Glück hatte ihm den Rücken gewandt; und es koſtete ihn ſauren Schweiß, ſich und ſechs Kinder, (denn Joſeph hatte fünf weibliche Geſchwiſter,) durch das Leben zu bringen, zumal da ihm nun eine verſtändige Wirthſchafterinn mangelte.

Dieſer Vater war urſprünglich ein weicher und ſehr gutherziger Mann, der nichts lieber thun mochte, als helfen, rathen und Almoſen geben, ſo viel er nur vermögend war; der nach einer guten That beſſer ſchlief als gewöhnlich; der lange, mit herzlicher Rührung und Dank gegen Gott, von den guten Früchten ſeines Herzens zehren konnte, und ſeinen Geiſt am liebſten mit rührenden Empfindungen nährte. Man muß in der That allemal von tiefer Wehmuth und herzlicher Liebe ergriffen werden, wenn man die beneidenswerthe Einfachheit dieſer Seelen betrachtet, welche in den gewöhnlichen Äußerungen des guten Herzens einen ſo unerſchöpfli-

chen Abgrund von Herrlichkeit finden, daß dies völlig ihr Himmel auf Erden ist, wodurch sie mit der ganzen Welt versöhnt, und immer in zufriedenem Wohlbehagen erhalten werden. Joseph hatte ganz diese Empfindung, wenn er seinen Vater betrachtete; — aber ihn hatte der Himmel nun einmal so eingerichtet, daß er immer nach etwas noch Höherem trachtete; es genügte ihm nicht die bloße Gesundheit der Seele, und daß sie ihre ordentlichen Geschäfte auf Erden, als arbeiten und Gutes thun, verrichtete; — er wollte, daß sie auch in üppigem Übermuthe dahertanzen, und zum Himmel, als zu ihrem Ursprunge, hinaufjauchzen sollte.

Das Gemüth seines Vaters war aber auch noch aus andern Dingen zusammengesetzt. Er war ein ämsiger und gewissenhafter Arzt, der Zeit seines Lebens an nichts als an der Kenntniß der seltsamen Dinge, die im menschlichen Körper verborgen liegen, und an der weitläuftigen Wissenschaft aller jammervollen menschlichen Gebrechen und Krankheiten, seine Lust gehabt hatte. Dieses eifrige Studium nun war ihm, wie es öfters zu geschehen pflegt, ein heimliches, nervenbetäubendes Gift geworden, das alle seine Adern durchdrang, und viele klingende Saiten des menschlichen Busens bey ihm zernagte. Dazu kam der Mißmuth über das Elend seiner Dürftigkeit, und endlich das Alter. Alles dieses zehrte an der ursprünglichen Güte seines Ge-

müths; denn bey nicht ſtarken Seelen geht alles, womit der Menſch zu ſchaffen hat, in ſein Blut über, und verwandelt ſein Inneres, ohne daß er es ſelber weiß.

Die Kinder des alten Arztes wuchſen bey ihm auf, wie Unkraut in einem verwilderten Garten. Joſephs Schweſtern waren theils kränklich, theils von ſchwachem Geiſte, und führten ein kläglich einſames Leben in ihrer dunklen kleinen Stube.

In dieſe Familie konnte niemand weniger paſſen, als Joſeph, der immer in ſchöner Einbildung und himmliſchen Träumen lebte. Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, deſſen Saamenkorn ein Vogel in das Gemäuer oder Ruinen fallen ließ, wo es zwiſchen harten Steinen jungfräulich hervorſchießet. Er war ſtets einſam und ſtill für ſich, und weidete ſich nur an ſeinen inneren Phantaſeyen; drum hielt der Vater auch ihn ein wenig verkehrt und blödes Geiſtes. Seinen Vater und ſeine Geſchwiſter liebte er aufrichtig; aber ſein Inneres ſchätzte er über alles, und hielt es vor andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkäſtlein verborgen, zu welchem man den Schlüſſel niemanden in die Hände giebt.

Seine Hauptfreude war von ſeinen frühſten Jahren an, die Muſik geweſen. Er hörte zuweilen jemanden auf dem Claviere ſpielen, und ſpielte auch ſelber etwas. Nach und nach bildete er ſich

durch den oft wiederholten Genuß auf eine so eigene Weise aus, daß sein Inneres ganz und gar zu Musik ward, und sein Gemüth, von dieser Kunst gelockt, immer in den dämmernden Irrgängen poetischer Empfindung umherschweifte.

Eine vorzügliche Epoche in seinem Leben machte eine Reise nach der bischöflichen Residenz, wohin ein begüterter Anverwandter, der dort wohnte, und der den Knaben liebgewonnen hatte, ihn auf einige Wochen mitnahm. Hier lebte er nun recht im Himmel: sein Geist ward mit tausendfältiger schöner Musik ergötzt, und flatterte nicht anders als ein Schmetterling in warmen Lüften umher.

Vornehmlich besuchte er die Kirchen, und hörte die heiligen Oratorien, Cantilenen und Chöre mit vollem Posaunen- und Trompetenschall unter den hohen Gewölben ertönen, wobey er oft, aus innerer Andacht, demüthig auf den Knieen lag. Ehe die Musik anbrach, war es ihm, wenn er so in dem gedrängten, leise murmelnden Gewimmel der Volksmenge stand, als wenn er das gewöhnliche und gemeine Leben der Menschen, als einen großen Jahrmarkt, unmelodisch durcheinander und um sich herum summen hörte; sein Kopf ward von leeren, irdischen Kleinigkeiten betäubt. Erwartungsvoll harrte er auf den ersten Ton der Instrumente; — und indem er nun aus der dumpfen Stille, mächtig und langgezogen, gleich dem Wehen eines Windes

vom Himmel hervorbrach, und die ganze Gewalt der Töne über seinem Haupte daherzog, — da war es ihm, als wenn auf einmal seiner Seele große Flügel ausgespannt, als wenn er von einer dürren Haide aufgehoben würde, der trübe Wolkenvorhang vor den sterblichen Augen verschwände, und er zum lichten Himmel emporschwebte. Dann hielt er sich mit seinem Körper still und unbeweglich, und heftete die Augen unverrückt auf den Boden. Die Gegenwart versank vor ihm; sein Inneres war von allen irdischen Kleinigkeiten, welche der wahre Staub auf dem Glanze der Seele sind, gereinigt; die Musik durchdrang seine Nerven mit leisen Schauern, und ließ, so wie sie wechselte, mannigfache Bilder vor ihm aufsteigen. So kam es ihm bey manchen frohen und herzerhebenden Gesängen zum Lobe Gottes ganz deutlich vor, als wenn er den König David im langen königlichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, vor der Bundeslade lobsingend hertanzen sähe; er sah sein ganzes Entzücken und alle seine Bewegungen, und das Herz hüpfte ihm in der Brust. Tausend schlafende Empfindungen in seinem Busen wurden losgerissen, und bewegten sich wunderbar durcheinander. Ja bey manchen Stellen der Musik endlich schien ein besonderer Lichtstrahl in seine Seele zu fallen; es war ihm, als wenn er dabey auf einmal weit klüger würde, und mit helleren Augen und einer ge-

wissen erhabenen und ruhigen Wehmuth, auf die ganze wimmelnde Welt herabsähe.

So viel ist gewiß, daß er sich, wenn die Musik geendigt war, und er aus der Kirche herausging, reiner und edler geworden vorkam. Sein ganzes Wesen glühte noch von dem geistigen Weine, der ihn berauscht hatte, und er sah alle Vorübergehende mit andern Augen an. Wenn er dann etwa ein paar Leute auf dem Spaziergange zusammenstehn und lachen, oder sich Neuigkeiten erzählen sah, so machte das einen ganz eignen widrigen Eindruck auf ihn. Er dachte: du mußt Zeitlebens, ohne Aufhören in diesem schönen poetischen Taumel bleiben, und dein ganzes Leben muß eine Musik seyn.

Wenn er dann aber zu seinem Anverwandten zum Mittagsessen ging, und es sich in einer gewöhnlich-lustigen und scherzenden Gesellschaft hatte wohl schmecken lassen, — dann war er unzufrieden, daß er so bald wieder ins prosaische Leben hinabgezogen war, und sein Rausch sich wie eine glänzende Wolke verzogen hatte.

Diese bittere Mißhelligkeit zwischen seinem angebohrnen ätherischen Enthusiasmus, und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden täglich aus seinen Schwärmereyen mit Gewalt herabziehet, quälte ihn sein ganzes Leben hindurch. —

Wenn Joseph in einem groſsen Concerte war, so setzte er sich, ohne auf die glänzende Versammlung der Zuhörer zu blicken, in einen Winkel, und hörte mit eben der Andacht zu, als wenn er in der Kirche wäre, — eben so still und unbeweglich, und mit so vor sich auf den Boden sehenden Augen. Der geringste Ton entschlüpfte ihm nicht, und er war von der angespannten Aufmerksamkeit am Ende ganz schlaff und ermüdet. Seine ewig bewegliche Seele war ganz ein Spiel der Töne; — es war als wenn sie losgebunden vom Körper wäre und freyer umherzitterte, oder auch als wäre sein Körper mit zur Seele geworden, — so frey und leicht ward sein ganzes Wesen von den schönen Harmonieen umschlungen, und die feinsten Falten und Biegungen der Töne drückten sich in seiner weichen Seele ab. — Bey fröhlichen und entzückenden vollstimmigen Symphonieen, die er vorzüglich liebte, kam es ihm gar oftmals vor, als säh' er ein munteres Chor von Jünglingen und Mädchen auf einer heitern Wiese tanzen, wie sie vor- und rückwärts hüpften, und wie einzelne Paare zuweilen in Pantomimen zu einander sprachen, und sich dann wieder unter den frohen Haufen mischten. Manche Stellen in der Musik waren ihm so klar und eindringlich, daſs die Töne ihm Worte zu seyn schienen. Ein andermal wieder wirkten die Töne eine wunderbare Mischung von Fröhlichkeit und Traurigkeit in sei-

nem Herzen, ſo daß Lächeln und Weinen ihm gleich nahe war; eine Empfindung, die uns auf unſerm Wege durch das Leben ſo oft begegnet, und die keine Kunſt geſchickter iſt auszudrücken, als die Muſik. Und mit welchem Entzücken und Erſtaunen hörte er ein ſolches Tonſtück an, das mit einer muntern und heitern Melodie, wie ein Bach, anhebt, aber ſich nach und nach unvermerkt und wunderbar in immer trüberen Windungen fortſchleppt, und endlich in heftig-lautes Schluchzen ausbricht, oder wie durch wilde Klippen mit ängſtigendem Getöſe daherrauſcht. — Alle dieſe mannigfaltigen Empfindungen nun drängten in ſeiner Seele immer entſprechende ſinnliche Bilder und neue Gedanken hervor: — eine wunderbare Gabe der Muſik, — welche Kunſt wohl überhaupt um ſo mächtiger auf uns wirkt, und alle Kräfte unſers Weſens um ſo allgemeiner in Aufruhr ſetzt, je dunkler und geheimnißvoller ihre Sprache iſt. —

Die ſchönen Tage, die Joſeph in der biſchöflichen Reſidenz verlebt hatte, waren endlich vorüber, und er mußte wieder nach ſeiner Vaterſtadt in das Haus ſeines Vaters zurückkehren. Wie traurig war der Rückweg! Wie kläglich und niedergedrückt fühlte er ſich wieder in einer Familie, deren ganzes Leben und Weben ſich nur um die kümmerliche Befriedigung der nothwendigſten phyſiſchen Bedürfniſſe drehte, und bey einem Vater, der ſo wenig in ſeine

Neigungen einstimmte! Dieser verachtete und verabscheute alle Künste als Dienerinnen ausgelassener Begierden und Leidenschaften, und Schmeichlerinnen der vornehmen Welt. Schon von jeher hatte er es mit Mißvergnügen gesehen, daß sein Joseph sich so sehr an die Musik gehängt hatte; und nun, da diese Liebe in dem Knaben immer höher wuchs, machte er einen anhaltenden und ernstlichen Versuch, ihn von dem verderblichen Hange zu einer Kunst, deren Ausübung nicht viel besser als Müssiggang sey, und die bloß die Lüsternheit der Sinne befriedige, zur Medicin, als zu der wohlthätigsten, und für das Menschengeschlecht allgemein-nützlichsten Wissenschaft zu bekehren. Er gab sich viele Mühe, ihn selber in den Anfangsgründen zu unterweisen, und gab ihm Hülfsbücher in die Hände.

Dies war eine recht quälende und peinliche Lage für den armen Joseph. Er preßte seinen Enthusiasmus heimlich in seine Brust zurück, um seinen Vater nicht zu kränken, und wollte sich zwingen ob er nicht nebenher eine nützliche Wissenschaft erlernen könnte. Aber das war ein ewiger Kampf in seiner Seele. Er las in seinen Lehrbüchern eine Seite zehenmal, ohne zu fassen, was er las; — immer sang seine Seele innerlich ihre melodischen Phantasieen fort. Der Vater war sehr bekümmert um ihn.

Seine heftige Liebe zur Musik nahm in der

Stille immer mehr überhand. War in einigen Wochen kein Ton in sein Ohr gekommen, so ward er ordentlich am Gemüthe krank; er merkte, daß sein Gefühl zusammenschrumpfte, es entstand eine Leerheit in seinem Innern, und er hatte eine rechte Sehnsucht sich wieder von den Tönen begeistern zu lassen. Dann konnten selbst gemeine Spieler an Fest- oder Kirchweihtagen, mit ihren Blasinstrumenten ihm Gefühle einflößen, wovon sie selber keine Ahndung hatten. Und so oft in den benachbarten Städten eine schöne große Musik zu hören war, so lief er mit heißer Begierde, im heftigsten Schnee, Sturm und Regen hinaus.

Fast täglich rief er sich mit Wehmuth die herrliche Zeit in der bischöflichen Residenz in seinen Gedanken zurück, und stellte sich die köstlichen Sachen, die er dort gehört hatte, wieder vor die Seele. Oftmals sagte er sich die auswendig-behaltenen, so lieblichen und rührenden Worte des geistlichen Oratoriums vor, welches das erste gewesen war, das er gehört, und welches einen vorzüglich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius:
Cujus animam gementem,
Contristantem et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater unigeniti!
Quae moerebat et dolebat
Pia mater, cum videbat
Nati poenas inclyti.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem, si videret
In tanto supplicio?
Quis non posset contristari
Piam matrem contemplari,
Dolentem cum filio?

Pro peccatis suae gentis,
Vidit Jesum in tormentis,
Et flagellis subditum.
Vidit suum dulcem natum,
Morientem, desolatum,
Dum emisit spiritum.

Eja mater! fons amoris,
Me sentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam.
Fac, ut ardeat cor meum,
In amando Christum Deum,
Ut sibi complaceam.

Sancta mater istud agas,
Crucifixi fige plagas
Cordi meo valide:
Tui nati vulnerati,
Tam dignati pro me pati,
Poenas mecum divide.

Fac me vere tecum flere,
Crucifixo condolere,
Donec ego vixero.
Juxta crucem tecum stare,
Me libenter sociare
In planctu desidero.

Virgo virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac, ut portem Christi mortem,
Passionis ejus sortem,
Et plagas recolere.

Fac me plagis vulnerari,
Cruce hac inebriari,
Ob amorem filii.
Inflammatus et accensus,
Per te, virgo, sim defensus
In die judicii.

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Ach aber! — wenn ihm nun so eine entzückte Stunde, da er in ätherischen Träumen lebte, oder da er eben ganz berauscht von dem Genuß einer herrlichen Musik kam, dadurch unterbrochen wurde, daß seine Geschwister sich um ein neues Kleid zank-

ten, oder daß ſein Vater der älteſten nicht hinreichend Geld zur Wirthſchaft geben konnte, oder der Vater von einem recht elenden, jammervollen Kranken erzählte, oder daß eine alte, ganz krummgebückte Bettelfrau an die Thür kam, die ſich in ihren Lumpen vor dem Winterfroſt nicht ſchützen konnte; — ach! es giebt in der Welt keine ſo entſetzlich bittere, ſo herzdurchſchneidende Empfindung, als von der Joſeph alsdann zerriſſen ward. Er dachte: „Lieber Gott! iſt denn das die Welt wie ſie iſt? und iſt es denn Dein Wille, daß ich mich ſo unter das Gedränge des Haufens miſchen, und an dem gemeinen Elend Antheil nehmen ſoll? Und doch ſieht es ſo aus, und mein Vater predigt es immer, daß es die Pflicht und Beſtimmung des Menſchen ſey, ſich darunter zu miſchen, und Rath und Allmoſen zu geben, und ekelhafte Wunden zu verbinden, und häßliche Krankheiten zu heilen! Und doch ruft mir wieder eine innere Stimme ganz laut zu: Nein! nein! du biſt zu einem höheren, edleren Ziel gebohren!“ — Mit ſolchen Gedanken quälte er ſich oft lange, und konnte keinen Ausweg finden; allein eh' er es ſich verſah, waren die widrige Bilder, die ihn gewaltſam in den Schlamm dieſer Erde herabzuziehen ſchienen, aus ſeiner Seele verwiſcht, und ſein Geiſt ſchwärmte wieder ungeſtört in den Lüften umher.

Allmählig ward er nun ganz und gar der

Ubergeugung, daß er von Gott deshalb auf die Welt geſetzt ſey, um ein recht vorzüglicher Künſtler in der Muſik zu werden; und zuweilen dachte er wohl daran, daß der Himmel ihn aus der trüben und engen Dürftigkeit, worin er ſeine Jugend hinbringen mußte, zu deſto höherem Glanze hervorziehen werde. Viele werden es für eine romanhafte und unnatürliche Erdichtung halten, allein es iſt reine Wahrheit, wenn ich erzähle, daß er oftmals in ſeiner Einſamkeit, aus inbrünſtigem Triebe ſeines Herzens, auf die Kniee fiel, und Gott bat, er möchte ihn doch alſo führen, daß er einſt ein recht herrlicher Künſtler vor dem Himmel und vor der Erde werden möchte. In dieſer Zeit, da ſein Blut, von den immer auf denſelben Fleck geheftеten Vorſtellungen bedrängt, oft in heftiger Wallung war, ſchrieb er mehrere kleine Gedichte nieder, die ſeinen Zuſtand, oder das Lob der Tonkunſt ſchilderten, und die er mit großer Freude, auf ſeine kindiſch-gefühlvolle Weiſe in Muſik ſetzte, ohne die Regeln zu kennen. Eine Probe von dieſen Liedern iſt folgendes Gebet, welches er an diejenige unter den Heiligen richtete, die als Beſchützerinn der Tonkunſt verehrt wird:

Siehe wie ich troſtlos weine
In dem Kämmerlein alleine,
Heilige Cäcilia!
Sieh' mich aller Welt entfliehen,
Um hier ſtill vor Dir zu knieen
Ach ich bete, ſey mir nah!

Deine wunderbaren Töne,
Denen ich verzaubert fröhne,
Haben mein Gemüth verrückt.
Löse doch die Angst der Sinnen, —
Laß mich in Gesang zerrinnen,
Der mein Herz so sehr entzückt.

Möchtest Du auf Harfensaiten
Meinen schwachen Finger leiten,
Daß Empfindung aus ihm quillt;
Daß mein Spiel in tausend Herzen
Laut Entzücken, süße Schmerzen,
Beydes hebt und wieder stillt.

Möcht' ich einst mit lautem Schalle
In des Tempels voller Halle
Ein erhabnes Gloria
Dir und allen Heil'gen weihen,
Tausend Christen zu erfreuen:
Heilige Cäcilia!

Öffne mir der Menschen Geister,
Daß ich ihrer Seelen Meister
Durch die Kraft der Töne sey;
Daß mein Geist die Welt durchklinge,
Sympathetisch sie durchdringe,
Sie berausch' in Phantasey! —

Über ein Jahr lang wohl quälte sich und brütete der arme Joseph in der Einsamkeit über einen Schritt, den er thun wollte. Eine unwiderstehliche Macht zog seinen Geist nach der herrlichen Stadt zurück, die er als ein Paradies für sich betrachtete; denn

denn er brannte für Begierde, dort ſeine Kunſt von Grund aus zu erlernen. Das Verhältniß gegen ſeinen Vater aber preßte ſein Herz ganz zuſammen. Dieſer hatte wohl gemerkt, daß Joſeph ſich gar nicht mehr mit Ernſt und Eifer in ſeiner Wiſſenſchaft anlegen wollte, hatte ihn auch ſchon halb aufgegeben, und ſich in ſeinen Mißmuth, der mit zunehmendem Alter immer ſtärker ward, zurückgezogen. Er gab ſich wenig mehr mit dem Knaben ab. Joſeph indeſſen verlor darum ſein kindliches Gefühl nicht, es kämpfte ewig mit ſeiner Neigung, und er konnte immer nicht das Herz faſſen, in des Vaters Gegenwart über die Lippen zu bringen, was er ihm zu entdecken hatte. Ganze Tage lang peinigte er ſich, alles gegen einander abzuwägen, aber er konnte und konnte aus dem entſetzlichen Abgrunde von Zweifeln nicht herauskommen, all' ſein inbrünſtiges Beten wollte nichts fruchten: das ſtieß ihm beynahe das Herz ab. Von dem über alles trübſeligen und peinlichen Zuſtande, worin er ſich damals befand, zeugen auch folgende Zeilen, die ich unter ſeinen Papieren gefunden habe:

Ach was iſt es, das mich alſo dränget,
Mich mit heißen Armen eng umfanget,
Daß ich mit ihm fern von hinnen ziehen,
Daß ich ſoll dem Vaterhauſ' entfliehen?
Ach was muß ich ohne mein Verſchulden
Für Verſuchung und für Marter dulden!

Gottes Sohn! um Deiner Wunden willen,
Kannſt Du nicht die Angſt des Herzens ſtillen?
Kannſt Du mir nicht Offenbarung ſchenken,
Was ich innerlich ſoll wohl bedenken?
Kannſt Du mir die rechte Bahn nicht zeigen?
Nicht mein Herz zum rechten Wege neigen?

Wenn Du mich nicht bald zu Dir errettest,
Oder, in den Schooß der Erde bettest,
Muß ich mich der fremden Macht ergeben,
Muß, geängſtigt, dem zu Willen leben,
Was mich zieht von meines Vaters Seite,
Unbekannten Mächten Raub und Beute! —

Seine Angſt ward immer größer, — die Verſuchung nach der herrlichen Stadt zu entfliehen, immer ſtärker. Wird denn aber, dachte er, der Himmel dir nicht zu Hülfe kommen? wird er dir gar kein Zeichen geben? — Seine Leidenſchaft erreichte endlich den höchſten Gipfel, als ſein Vater bey einer häuslichen Mißhelligkeit ihn einmal mit einer ganz andern Art, als gewöhnlich, anfuhr, und ihm ſeitdem immer zurückſtoßend begegnete. Nun war es beſchloſſen; allen Zweifeln und Bedenklichkeiten wies er von nun an die Thür; er wollte nun durchaus nicht mehr überlegen. Das Oſterfeſt war nahe; das wollte er noch zu Hauſe mitfeyern, aber ſobald es vorüber wäre, — in die weite Welt.

Es war vorüber. Er wartete den erſten ſchö-

nen Morgen ab, da der helle Sonnenschein ihn bezaubernd anzulocken schien; da lief er früh aus dem Hause fort, wie man wohl an ihm gewohnt war, — aber diesmal kam er nicht wieder. Mit Entzücken und mit pochendem Herzen eilte er durch die engen Gassen der kleinen Stadt; — ihm war zu Muth, als wollte er über alles, was er um sich sah, hinweg, in den offenen Himmel hineinspringen. Eine alte Verwandte begegnete ihm an einer Ecke: — „So eilig, Vetter?“ fragte sie, — „will er wieder Grünes vom Markt einholen für die Wirthschaft?“ — Ja ja! rief Joseph in Gedanken, und lief vor Freude zitternd das Thor hinaus.

Wie er aber eine kleine Strecke auf dem Felde gegangen war, und sich umsah, brachen ihm die hellen Thränen hervor. Soll ich noch umkehren? dachte er. Aber er lief weiter, als wenn ihm die Ferſen brennten, und weinte immerfort und es ließ, als wollte er seinen Thränen entlaufen. So ging's nun durch manches fremde Dorf, und manchen fremden Gesichtern vorbey: — der Anblick der fremden Welt gab ihm wieder Muth, er fühlte sich frey und stark, — er kam immer näher, — und endlich, — gütiger Himmel! welch Entzücken! — endlich sah er die Thürme der herrlichen Stadt vor sich liegen. — — —

## Zweytes Hauptstück.

Ich kehre zu meinem Joseph zurück, wie er, mehrere Jahre, nachdem wir ihn verlassen haben, in der bischöflichen Residenz Kapellmeister geworden ist, und in großem Glanze lebt. Sein Anverwandter, der ihn sehr wohl aufgenommen hatte, war der Schöpfer seines Glücks geworden, und hatte ihm den gründlichsten Unterricht in der Tonkunst geben lassen, auch den Vater über den Schritt Josephs nach und nach ziemlich beruhigt. Durch den lebhaftesten Eifer hatte Joseph sich empor gearbeitet, und war endlich auf die höchste Stufe des Glücks, die er nur je hatte erwünschen können, gelangt.

Allein die Dinge der Welt verändern sich vor unsern Augen. Er schrieb mir einst, wie er ein paar Jahre Kapellmeister gewesen war, folgenden Brief:

„Lieber Vater."

„Es ist ein elendes Leben, das ich führe: — je mehr Ihr mich trösten wollt, desto bittrer fühl' ich es." —

„Wenn ich an die Träume meiner Jugend zurückdenke, — wie ich in diesen Träumen so selig war! — Ich meynte, ich wollte in einem fort umher phantasieren, und mein volles Herz in Kunstwerken auslassen, — aber wie fremd und herbe

kamen mir gleich die erſten Lehrjahre an! Wie war mir zu Muth, als ich hinter den Vorhang trat! Daß alle Melodieen, (hatten ſie auch die heterogenſten und oft die wunderbarſten Empfindungen in mir erzeugt,) alle ſich nun auf einem einzigen, zwingenden mathematiſchen Geſetze gründeten! Daß ich, ſtatt frey zu fliegen, erſt lernen mußte, in dem unbehülflichen Gerüſt und Käfig der Kunſtgrammatik herum zu klettern! Wie ich mich quälen mußte, erſt mit dem gemeinen wiſſenſchaftlichen Maſchinen-Verſtande ein regelrechtes Ding heraus zu bringen, eh' ich dran denken konnte, mein Gefühl mit den Tönen zu handhaben! — Es war eine mühſelige Mechanik. — Doch wenn auch! ich hatte noch jugendliche Spannkraft, und hoffte und hoffte auf die herrliche Zukunft! Und nun? — Die prächtige Zukunft iſt eine jämmerliche Gegenwart geworden." —

„Was ich als Knabe in dem großen Concertſaal für glückliche Stunden genoß! Wenn ich ſtill und unbemerkt im Winkel ſaß, und all' die Pracht und Herrlichkeit mich bezauberte, und ich ſo ſehnlich wünſchte, daß ſich doch einſt um meiner Werke willen dieſe Zuhörer verſammeln, ihr Gefühl mir hingeben möchten! — Nun ſitz' ich gar oft in eben dieſem Saal, und führe auch meine Werke auf; aber es iſt mir wahrlich ſehr anders zu Muthe. — Daß ich mir einbilden konnte, dieſe in Gold

und Seide ſtolzierende Zuhörerſchaft käme zuſammen, um ein Kunſtwerk zu genießen, um ihr Herz zu erwärmen, ihre Empfindung dem Künſtler darzubringen! Können doch dieſe Seelen ſelbſt in dem majeſtätiſchen Dom, am heiligſten Feyertage, indem alles Große und Schöne, was Kunſt und Religion nur hat, mit Gewalt auf ſie eindringt, können ſie dann nicht einmal erhitzt werden, und ſie ſollten's im Concertſaal? — Die Empfindung und der Sinn für Kunſt ſind aus der Mode gekommen und unanſtändig geworden; — bey einem Kunſtwerk zu empfinden, wäre grade eben ſo fremd und lächerlich, als in einer Geſellſchaft auf einmal in Verſen und Reimen zu reden, wenn man ſich ſonſt im ganzen Leben mit vernünftiger und gemein-verſtändlicher Proſa behilft. Und für dieſe Seelen arbeit' ich meinen Geiſt ab? Für dieſe erhitz' ich mich, es ſo zu machen, daß man dabey was ſoll empfinden können! Das iſt die hohe Beſtimmung, wozu ich geboren zu ſeyn glaubte!"

„Und wenn mich einmal irgend einer, der eine Art von halber Empfindung hat, loben will, und kritiſch rühmt, und mir kritiſche Fragen vorlegt, — ſo möcht' ich ihn immer bitten, daß er ſich doch nicht ſo viel Mühe geben möchte, das Empfinden aus den Büchern zu lernen. Der Himmel weiß wie es iſt, — wenn ich eben eine Muſik, oder ſonſt irgend ein Kunſtwerk, das mich entzückt, ge-

nossen habe, und mein ganzes Wesen voll davon ist, da möcht' ich mein Gefühl gern mit einem Striche auf eine Tafel hinmahlen, wenn's eine Farbe nur ausdrücken könnte. — Es ist mir nicht möglich mit künstlichen Worten zu rühmen, ich kann nichts kluges herausbringen." —

„Freilich ist der Gedanke ein wenig tröstend, daß vielleicht in irgend einem kleinen Winkel von Deutschland, wohin dies oder jenes von meiner Hand wenn auch lange nach meinem Tode, einmal hinkommt, ein oder der andre Mensch lebt, in den der Himmel eine solche Sympathie zu meiner Seele gelegt hat, daß er aus meinen Melodieen grade das heraus fühlt, was ich beym Niederschreiben empfand, und was ich so gern hineinlegen wollte. Eine schöne Idee, womit man sich eine Zeitlang wohl angenehm täuschen kann!" —

„Allein das allerabscheulichste sind noch alle die andern Verhältnisse, worin der Künstler eingestrickt wird. Von allen dem ekelhaften Neid und hämischen Wesen, von allen den widrig-kleinlichen Sitten und Begegnungen, von aller der Subordination der Kunst unter den Willen des Hofes; — es widersteht mir ein Wort davon zu reden, — es ist alles so unwürdig und die menschliche Seele so erniedrigend, daß ich nicht eine Sylbe davon über die Zunge bringen kann. Ein dreyfaches Unglück für die Musik, daß bey dieser Kunst grade so eine

Menge Hände nöthig sind, damit das Werk nur existirt! Ich sammle und erhebe meine ganze Seele, um ein großes Werk zu Stande zu bringen; — und hundert empfindungslose und leere Köpfe reden mit ein, und verlangen dieses und jenes."

„Ich gedachte in meiner Jugend dem irdischen Jammer zu entfliehen, und bin nun erst recht in den Schlamm hineingerathen. Es ist wohl leider gewiß; man kann mit aller Anstrengung unsrer geistigen Fittige der Erde nicht entkommen; sie zieht uns mit Gewalt zurück, und wir fallen wieder unter den gemeinsten Haufen der Menschen." —

„Es sind bedauernswürdige Künstler, die ich um mich herum sehe. Auch die edelsten so kleinlich, daß sie sich vor Aufgeblasenheit nicht zu lassen wissen, wenn ihr Werk einmal ein allgemeines Lieblingsstück geworden ist. — Lieber Himmel! sind wir denn nicht die eine Hälfte unsers Verdienstes der Göttlichkeit der Kunst, der ewigen Harmonie der Natur, und die andre Hälfte dem gütigen Schöpfer, der uns diesen Schatz anzuwenden Fähigkeit gab, schuldig? Alle tausendfältigen lieblichen Melodieen, welche die mannigfachsten Regungen in uns hervorbringen, sind sie nicht aus dem einzigen wundervollen Dreyklang entsprossen, den die Natur von Ewigkeit her gegründet hat? Die wehmuthsvollen, halb süßen und halb schmerzlichen Empfindungen, die die Musik uns einflößt, wir wissen

nicht wie, was sind sie denn anders, als die geheimnißvolle Wirkung des wechselnden Dur und Moll? Und müssen wir's nicht dem Schöpfer danken, wenn er uns nun grade das Geschick gegeben hat, diese Töne, denen von Anfang her eine Sympathie zur menschlichen Seele verliehen ist, so zusammenzusetzen, daß sie das Herz rühren? — Wahrhaftig, die Kunst ist es, was man verehren muß, nicht den Künstler; — der ist nichts mehr als ein schwaches Werkzeug."

„Ihr seht, daß mein Eifer und meine Liebe für die Musik nicht schwächer ist als sonst. Nur eben darum bin ich so unglücklich in diesem — — doch ich will's lassen, und Euch mit der Beschreibung von all' dem widrigen Wesen um mich herum, nicht verdrießlich machen. Genug, ich lebe in einer sehr unreinen Luft. Wie weit idealischer lebte ich damals, da ich in unbefangener Jugend und stiller Einsamkeit die Kunst noch bloß genoß; als itzt, da ich sie im blendendsten Glanze der Welt, und von lauter seidenen Kleidern, lauter Sternen und Kreuzen, lauter kultivirten und geschmackvollen Menschen umgeben, ausübe! — Was ich möchte? — Ich möchte all' diese Kultur im Stiche lassen, und mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten, und seine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekömmt, mit ihm spielen." — — —

Aus diesem fragmentarisch-geschriebenen Briefe ist der Zustand, worin Joseph sich in seiner Lage befand, zum Theil zu ersehen. Er fühlte sich verlassen und einsam unter dem Gesumme so vieler unharmonischen Seelen um ihn her; – seine Kunst ward tief entwürdigt dadurch, daß sie auf keinen einzigen, so viel er wußte, einen lebhaften Eindruck machte, da sie ihm doch nur dazu gemacht schien, das menschliche Herz zu rühren. In manchen trüben Stunden verzweifelte er ganz, und dachte: „Was ist die Kunst so seltsam und sonderbar! Hat sie denn nur für mich allein so geheimnißvolle Kraft, und ist für alle andre Menschen nur Belustigung der Sinne und angenehmer Zeitvertreib? Was ist sie denn wirklich und in der That, wenn sie für alle Menschen Nichts ist, und für mich allein nur Etwas? Ist es nicht die unglückseligste Idee, diese Kunst zu seinem ganzen Zweck und Hauptgeschäft zu machen, und sich von ihren großen Wirkungen auf die menschlichen Gemüther tausend schöne Dinge einzubilden? von dieser Kunst, die im wirklichen irdischen Leben keine andre Rolle spielt, als Kartenspiel oder jeder andre Zeitvertreib?“

Wenn er auf solche Gedanken kam, so dünkte er sich der größte Phantast gewesen zu seyn, daß er so sehr gestrebt hatte, ein ausübender Künstler für die Welt zu werden. Er gerieth auf die Idee,

ein Künſtler müſſe nur für ſich allein, zu ſeiner eignen Herzenserhebung, und für einen oder ein paar Menſchen, die ihn verſtehen, Künſtler ſeyn. Und ich kann dieſe Idee nicht ganz unrecht nennen. —

Aber ich will das Übrige von meines Joſephs Leben kurz zuſammen faſſen, denn die Erinnerungen daran werden mir ſehr traurig.

Mehrere Jahre lebte er als Kapellmeiſter ſo fort, und ſeine Mißmüthigkeit, und das unbehagliche Bewußtſeyn, daß er mit allem ſeinen tiefen Gefühl und ſeinem innigen Kunſtſinn für die Welt nichts nütze, und weit weniger wirkſam ſey, als jeder Handwerksmann, — nahm immer mehr zu. Oft dachte er mit Wehmuth an den reinen, idealiſchen Enthuſiasmus ſeiner Knabenzeit zurück, und daneben an ſeinen Vater, wie er ſich Mühe gegeben hatte, ihn zu einem Arzte zu erziehen, daß er das Elend der Menſchen mindern, Unglückliche heilen, und ſo der Welt nützen ſollte. Vielleicht wär's beſſer geweſen! dachte er in manchen Stunden.

Sein Vater war indeß bey ſeinem Alter ſehr ſchwach geworden. Joſeph ſchrieb immer ſeiner älteſten Schweſter, und ſchickte ihr zum Unterhalt für den Vater. Ihn ſelber zu beſuchen konnte er nicht übers Herz bringen; er fühlte, daß es ihm unmöglich war. Er ward trübſinniger; — ſein Leben neigte ſich hinunter.

Einſt hatte er eine neue ſchöne Muſik von ſeiner Hand im Concertſaal aufgeführt: es ſchien das erſtemal, daß er auf die Herzen der Zuhörer etwas gewirkt hatte. Ein allgemeines Erſtaunen, ein ſtiller Beyfall, welcher weit ſchöner, als ein lauter iſt, erfreute ihn mit der Idee, daß er vielleicht diesmal ſeine Kunſt würdig ausgeübt hätte; er faßte wieder Muth zu neuer Arbeit. Als er hinaus auf die Straße kam, ſchlich ein ſehr armſelig gekleidetes Mädchen an ihn heran, und wollte ihn ſprechen. Er wußte nicht, was er ſagen ſollte; er ſah ſie an, — Gott! rief er: — es war ſeine jüngſte Schweſter im elendeſten Aufzuge. Sie war von Hauſe zu Fuß hergelaufen, um ihm die Nachricht zu bringen, daß ſein Vater todtkrank niederliege, und ihn vor ſeinem Ende ſehr dringend noch einmal zu ſprechen verlange. Da war wieder aller Geſang in ſeinem Buſen zerriſſen; in dumpfer Betäubung machte er ſich fertig, und reiſte eilig nach ſeiner Vaterſtadt.

Die Scenen, die am Todbette ſeines Vaters vorfielen, will ich nicht ſchildern. Man glaube nicht, daß es zu weitläuftigen und wehmüthigen gegenſeitigen Erörterungen kam; ſie verſtanden ſich ohne viele Worte ſehr inniglich; — wie denn darin überhaupt die Natur unſerer recht zu ſpotten ſcheinet, daß die Menſchen ſich erſt in ſolchen kritiſchen letzten Augenblicken recht verſtehen. Dennoch ward

Joseph von Allem bis ins Innerste zerrissen. Seine Geschwister waren im betrübtesten Zustande; zwey davon hatten schlecht gelebt, und waren entlaufen; die älteste, der er immer Geld schickte, hatte das meiste verthan, und den Vater darben lassen; diesen sah er endlich vor seinen Augen elendiglich sterben: ach! es war entsetzlich, wie sein armes Herz durch und durch verwundet und zerstochen ward. Er sorgte für seine Geschwister so gut er konnte, und kehrte zurück, weil ihn Geschäfte abriefen.

Er sollte zu dem bevorstehenden Osterfest eine neue Passionsmusik machen, auf welche seine neidischen Nebenbuhler sehr begierig waren. Helle Ströhme von Thränen brachen ihm aber hervor, so oft er sich zur Arbeit niedersetzen wollte, er konnte sich vor seinem zerrissenen Herzen nicht erretten. Er lag tief daniedergedrückt und vergraben unter den Schlacken dieser Erde. Endlich riß er sich mit Gewalt auf, und streckte mit dem heißesten Verlangen die Arme zum Himmel empor; er füllte seinen Geist mit der höchsten Poesie, mit lautem, jauchzendem Gesange an, und schrieb in einer wunderbaren Begeisterung, aber immer unter heftigen Gemüthsbewegungen, eine Passionsmusik nieder, die mit ihren durchdringenden, und alle Schmerzen des Leidens in sich fassenden Melodieen, ewig ein Meisterstück bleiben wird. Seine Seele war wie ein Kranker, der in einem wunderbaren Paroxismus größere Stärke als ein Gesunder zeigt.

Aber nachdem er das Oratorium am heiligen Tage im Dom mit der heftigsten Anspannung und Erhitzung aufgeführt hatte, fühlte er sich ganz matt und erschlafft. Eine Nervenschwäche befiel, gleich einem bösen Thau, alle seine Fibern; — er kränkelte eine Zeitlang hin, und starb nicht lange darauf, in der Blüthe seiner Jahre. — —

Manche Thräne hab' ich ihm geschenkt, und es ist mir seltsam zu Muth, wenn ich sein Leben übersehe. Warum wollte der Himmel, daß sein ganzes Leben hindurch der Kampf zwischen seinem ätherischen Enthusiasmus und dem niedrigen Elend dieser Erde, ihn so unglücklich machen, und endlich sein doppeltes Wesen von Geist und Leib ganz von einanderreißen sollte!

Wir begreifen die Wege des Himmels nicht. — Aber laßt uns wiederum die Mannigfaltigkeit der erhabenen Geister bewundern, welche der Himmel zum Dienste der Kunst auf die Welt gesetzt hat.

Ein Raphael brachte in aller Unschuld und Unbefangenheit die allergeistreichsten Werke hervor, worin wir den ganzen Himmel sehn; — ein Guido Reni, der ein so wildes Spielerleben führte, schuf die sanftesten und heiligsten Bilder; — ein Albrecht Dürer, ein schlichter nürnbergischer Bürgersmann, verfertigte in eben der Zelle, worin sein böses Weib täglich mit ihm zankte, mit ämsigem mechanischem Fleiße, gar seelenvolle Kunstwerke; — und Joseph,

in deſſen harmoniſchen Werken ſo geheimnißvolle Schönheit liegt, war verſchieden von dieſen allen!

Ach! daß eben ſeine hohe Phantaſie es ſeyn mußte, die ihn aufrieb? — Soll ich ſagen, daß er vielleicht mehr dazu geſchaffen war, Kunſt zu genießen als auszuüben? — Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunſt ſtill und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet, und ſie in ihrem Handeln auf Erden nicht ſtört? Und muß der Immerbegeiſterte ſeine hohen Phantaſien doch auch vielleicht als einen feſten Einſchlag kühn und ſtark in dieſes irdiſche Leben einweben, wenn er ein ächter Künſtler ſeyn will? — Ja, iſt dieſe unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas anderes, und — wie mir jetzt erſcheint — etwas noch Wundervolleres, noch Göttlicheres, als die Kraft der Phantaſie? —

Der Kunſtgeiſt iſt und bleibet dem Menſchen ein ewiges Geheimniß, wobey er ſchwindelt, wenn er die Tiefen deſſelben ergründen will; — aber auch ewig ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung: wie denn dies von allem Großen in der Welt zu ſagen iſt. — —

## 2.

# Musikalische Aufsätze

von

# Joseph Berglinger.

### Vorerinnerung.

Mein geliebter Joseph Berglinger, dessen rührendes Leben man in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders gelesen hat, hat verschiedene Phantasien über die Kunst der Musik, vorzüglich während der Zeit seiner Lehrjahre in der bischöflichen Residenz, zu Papier gebracht, wovon ich Einiges meinem Buche hier anhängen will. — Seine Gesinnungen von der Kunst stimmten mit den meinigen gar wunderbar zusammen, und durch öftere gegenseitige Ergießungen unsers Herzens befreundeten unsre Gefühle sich immer inniger mit einander. In diesen seinen kleinen Aufsätzen übrigens, welche die Blüthen einzelner schöner Stunden sind, wird man mit Freuden diejenige melodische Harmonie finden, welche wir leider, wenn wir den ganzen Inbegriff seines wirklichen Lebens übersehen, mit so bitterer Betrübniß vermissen.

# 3.

## Ein wunderbares morgenländiſches Mährchen von einem nackten Heiligen.

Das Morgenland iſt die Heimath alles Wunderbaren, in dem Alterthume und der Kindheit der dortigen Meynungen findet man auch höchſt ſeltſame Winke und Räthſel, die immer noch dem Verſtande, der ſich für klüger hält, aufgegeben werden. So wohnen dort in den Einöden oft ſeltſame Weſen, die wir wahnſinnig nennen, die aber dort als übernatürliche Weſen verehrt werden. Der orientaliſche Geiſt betrachtet dieſe nackten Heiligen als die wunderlichen Behältniſſe eines höhern Genius, der aus dem Reiche des Firmaments ſich in eine menſchliche Geſtalt verirrt hat, und ſich nun nicht nach Menſchen-Weiſe zu gebehrden weiß. Auch ſind ja alle Dinge in der Welt ſo oder anders, nachdem wir ſie ſo oder anders betrachten; der Verſtand des Menſchen iſt eine Wundertinktur, durch deren Berührung alles was exiſtirt, nach unſerm Gefallen verwandelt wird.

So wohnte einer dieſer nackten Heiligen in ei-

ner abgelegenen Felsenhöle, der ein kleiner Fluß vorüberströmte. Niemand konnte sagen, wie er dorthin gekommen, seit einigen Jahren war er dort bemerkt, eine Caravane hatte ihn zuerst entdeckt, und seitdem geschahen häufige Wallfahrten nach seiner einsamen Wohnung.

Dieses wunderliche Geschöpf hatte in seinem Aufenthalte Tag und Nacht keine Ruhe, ihm dünkte immer, er höre unaufhörlich in seinen Ohren das Rad der Zeit seinen sausenden Umschwung nehmen. Er konnte vor dem Getöse nichts thun, nichts vornehmen, die gewaltige Angst, die ihn in immerwährender Arbeit anstrengte, verhinderte ihn, irgend etwas zu sehn und zu hören, als wie sich mit Brausen, mit gewaltigem Sturmwindssausen das fürchterliche Rad drehte und wieder drehte, das bis an die Sterne und hinübertreichte. Wie ein Wasserfall von tausend und aber tausend brüllenden Strömen, die vom Himmel herunterstürzten, sich ewig, ewig ohne augenblicklichen Stillstand, ohne die Ruhe einer Sekunde ergossen, so tönte es in seine Ohren, und alle seine Sinne waren mächtig nur darauf hingewandt, seine arbeitende Angst war immer mehr und mehr in den Strudel der wilden Verwirrung ergriffen und hineingerissen, immer ungeheuer verwilderten die einförmigen Töne durch einander: er konnte nun nicht ruhn, sondern man sah ihn Tag und Nacht in der angestrengtesten,

heftigſten Bewegung, wie eines Menſchen, der bemüht iſt, ein ungeheures Rad umzudrehen. Aus ſeinen abgebrochen, wilden Reden erfuhr man, daß er ſich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilſchnellen Umſchwunge mit der ganzen Anſtrengung ſeines Körpers zu Hülfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick ſtillzuſtehn. Wenn man ihn fragte, was er thue, ſo ſchrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: Ihr Unglückſeligen! hört Ihr denn nicht das rauſchende Rad der Zeit? und dann drehte und arbeitete er wieder noch heftiger, daß ſein Schweiß auf die Erde floß, und mit verzerrten Gebehrden legte er die Hand auf ſein pochendes Herz, als wolle er fühlen, ob das große Räderwerk in ſeinem ewigen Gange ſey. Er wüthete, wenn er ſah, daß die Wanderer, die zu ihm wallfahrteten, ganz ruhig ſtanden, und ihm zuſahen, oder hin und wieder gingen und mit einander ſprachen. Er zitterte vor Heftigkeit, und zeigte ihnen den unaufhalſamen Umſchwung des ewigen Rades, das einförmige, taktmäßige Fortſauſen der Zeit; er knirſchte mit den Zähnen, daß ſie von dem Getriebe, in dem auch ſie verwickelt und fortgezogen würden, nichts fühlten und bemerkten; er ſchleuderte ſie von ſich, wenn ſie ihm in der Raſerey zu nahe kamen. Wollten ſie ſich nicht in Gefahr ſetzen, ſo mußten ſie ſeine angeſtrengte Bewe-

gung lebhaft nachahmen. Aber noch viel wilder und gefährlicher wurde seine Rasery, wenn es sich zutrug, daß in seiner Nähe irgend eine körperliche Arbeit vorgenommen wurde, wenn ein Mensch, der ihn nicht kannte, etwa bey seiner Höle Kräuter sammelte oder Holz fällte. Dann pflegte er wild aufzulachen, daß unter dem gräßlichen Fortrollen der Zeit noch jemand an diese kleinlichen irrdischen Beschäftigungen denken konnte; wie ein Tygerthier war er dann mit einem einzigen Sprunge aus seiner Höle, und wenn er den Unglücklichen erhaschen konnte, schlug er ihn mit einem einzigen Schlage todt zu Boden. Schnell sprang er dann in seine Höle zurück, und drehte noch heftiger als zuvor das Rad der Zeit; er wüthete aber noch lange fort, und sprach in abgebrochenen Reden, wie es den Menschen möglich sey, noch etwas anders zu treiben, ein taktloses Geschäft vorzunehmen.

Er war nicht im Stande, seinen Arm nach irgend einem Gegenstande auszustrecken, oder etwas mit der Hand zu ergreifen; er konnte keinen Schritt mit den Füßen thun, wie andre Menschen. Eine zitternde Angst flog durch alle seine Nerven, wenn er nur ein einzigmal versuchen wollte, den schwindlichten Wirbel zu unterbrechen. Nur manchmal in schönen Nächten, wenn der Mond auf einmal vor die Öffnung seiner finstern Höle trat, hielt er plötzlich inne, sank auf den Boden, warf sich umher

und winſelte vor Verzweiflung; auch weinte er bitterlich wie ein Kind, daß das Sauſen des mächtigen Zeitrades ihm nicht Ruhe laſſe, irgend etwas auf Erden zu thun, zu handeln, zu wirken und zu ſchaffen. Dann fühlte er eine verzehrende Sehnſucht nach unbekannten ſchönen Dingen; er bemühte ſich, ſich aufzurichten und Hände und Füße in eine ſanfte und ruhige Bewegung zu bringen, aber vergeblich! Er ſuchte etwas beſtimmtes unbekanntes, was er ergreifen und woran er ſich hängen wollte; er wollte ſich außerhalb oder in ſich vor ſich ſelber retten, aber vergeblich! Sein Weinen und ſeine Verzweiflung ſtieg aufs höchſte, mit lautem Brüllen ſprang er von der Erde auf und drehte wieder an dem gewaltig-ſauſenden Rade der Zeit. Das währte mehrere Jahre fort, Tag und Nacht.

Einſt aber war eine wunderſchöne, mondhelle Sommernacht, und der Heilige lag wieder weinend und händeringend auf dem Boden ſeiner Höle. Die Nacht war entzückend: an dem dunkelblauen Firmamente blinkten die Sterne wie goldene Zierden an einem weit übergebreiteten, beſchirmenden Schilde, und der Mond ſtrahlte von den hellen Wangen ſeines Antlitzes ein ſanftes Licht, worin die grüne Erde ſich badete. Die Bäume hingen in dem zauberhaften Schein wie wallende Wolken auf ihren Stämmen, und die Wohnungen der Menſchen wa-

ren in dunkle Felsengestalten und dämmernde Geisterpaläste verwandelt. Die Menschen, nicht mehr vom Sonnenglanze geblendet, wohnten mit ihren Blicken am Firmamente, und ihre Seelen spiegelten sich schön in dem himmlischen Scheine der Mondnacht.

Zwey Liebende, die sich ganz den Wundern der nächtlichen Einsamkeit ergeben wollten, fuhren in dieser Nacht auf einem leichten Nachen den Fluß herauf, der der Felsenhöle des Heiligen vorüberströmte. Der durchdringende Mondstrahl hatte den Liebenden die innersten, dunkelsten Tiefen ihrer Seele erhellt und aufgelöst, ihre leisesten Gefühle zerflossen und wogten vereinigt in uferlosen Strömen daher. Aus dem Nachen wallte eine ätherische Musik in den Raum des Himmels empor, süße Hörner, und ich weiß nicht welche andre zauberische Instrumente, zogen eine schwimmende Welt von Tönen hervor, und in den auf- und niederwallenden Tönen vernahm man folgenden Gesang:

Süße Ahndungsschauer gleiten
Über Fluß und Flur dahin,
Mondesstrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.
Ach, wie ziehn, wie flüstern die Wogen,
Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen.

Liebe in dem Firmamente
Unter uns in blanker Fluth,
Zündet Sternglanz, keiner brennte
Gabe Liebe nicht den Muth;

Uns, vom Himmelsodem gefächelt,
Himmel und Waſſer und Erde lächelt.

Mondſchein liegt auf allen Blumen,
Alle Palmen ſchlummern ſchon,
In der Waldung Heiligthumen
Waltet, klingt der Liebe Ton:
Schlafend verkündigen alle Töne,
Palmen und Blumen der Liebe Schöne.

Mit dem erſten Tone der Muſik und des Geſanges war dem nackten Heiligen das ſauſende Rad der Zeit verſchwunden. Es waren die erſten Töne, die in dieſe Einöde fielen; die unbekannte Sehnſucht war geſtillt, der Zauber gelöſ't, der verirrte Genius aus ſeiner irrdiſchen Hülle befreyt. Die Geſtalt des Heiligen war verſchwunden, eine engelſchöne Geiſterbildung, aus leichtem Dufte gewebt, ſchwebte aus der Höle, ſtreckte die ſchlanken Arme ſehnſuchtsvoll zum Himmel empor, und hob ſich nach den Tönen der Muſik in tanzender Bewegung von dem Boden in die Höhe. Immer höher und höher in die Lüfte ſchwebte die helle Luftgeſtalt, von den ſanftſchwellenden Tönen der Hörner und des Geſanges emporgehoben; — mit himmliſcher Fröhlichkeit tanzte die Geſtalt hier und dort, hin und wieder auf den weißen Gewölken, die im Luftraume ſchwammen, immer höher ſchwang er ſich mit tanzenden Füßen in den Himmel hinauf, und floh endlich in geſchlängelten Windungen

zwiſchen den Sternen umher; da klangen alle Sterne, und dröhnten einen hellſtrahlenden himmliſchen Ton durch die Lüfte, bis der Genius ſich in das unendliche Firmament verlor.

Reiſende Caravanen ſahen erſtaunend die nächtliche Wundererſcheinung, und die Liebenden wähnten, den Genius der Liebe und der Muſik zu erblicken.

## 3.

# Die Wunder der Tonkunſt.

Wenn ich es ſo recht innig genieße, wie der leeren Stille ſich auf einmal, aus freyer Willkühr, ein ſchöner Zug von Tönen entwindet, und als ein Opferrauch emporſteigt, ſich in Lüften wiegt, und wieder ſtill zur Erde herabſinkt; — da entſprießen und drängen ſich ſo viele neue ſchöne Bilder in meinem Herzen, daß ich vor Wonne mich nicht zu laſſen weiß. — Bald kommt Muſik mir vor, wie ein Vogel Phönix, der ſich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eignem Behagen ſtolzierend hinaufſchwebt, und Götter und Menſchen durch ſeinen Flügelſchwung erfreut. — Bald dünkt es mich, Muſik ſey wie ein Kind, das todt im Grabe lag, — ein röthlicher Sonnenſtrahl vom Himmel entnimmt ihm die Seele ſanft, und es genießt, in himmliſchen Äther verſetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit, und umarmt die Urbilder der allerſchönſten menſchlichen Träume. — Und bald, — welche herrliche Fülle der Bilder! — bald iſt die Tonkunſt mir ganz ein Bild unſers Lebens: — eine rührend-kurze Freude, die aus dem Nichts entſteht und ins Nichts vergeht, — die anhebt und verſinkt, man weiß nicht

warum: — eine kleine fröhliche grüne Insel, mit Sonnenschein, mit Sang und Klang, — die auf dem dunkeln, unergründlichen Ocean schwimmt. —

Fragt den Tonmeister, warum er so herzlich fröhlich sey auf seinem Saitenspiel. „Ist nicht" wird er antworten, „das ganze Leben ein schöner Traum? eine liebliche Seifenblase? Mein Tonstück desgleichen." —

Wahrlich, es ist ein unschuldiges, rührendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen sich zu freuen! Eine kindliche Freude! — Wenn andre sich mit unruhiger Geschäftigkeit betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heer fremder Nachtvögel und böser Insekten, umschwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — o, so tauch' ich mein Haupt in dem heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttin flößt mir die Unschuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit frischen Augen erblicke, und in allgemeine, freudige Versöhnung zerfließe. — Wenn andre über selbsterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Witzes spielen, oder in der Einsamkeit mißgestaltete Ideen brüten, die, wie die geharnischten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll sich selber verzehren; — o, so schließ' ich mein Auge zu vor all' dem Kriege der Welt, — und ziehe mich still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unsre Zweifel und unsre Leiden sich

in ein tönendes Meer verlieren, — wo wir alles Gekrächze der Menschen vergessen, wo kein Wort- und Sprachengeschnatter, kein Gewirr von Buchstaben, und monströser Hieroglyphenschrift uns schwindlich macht, sondern alle Angst unsers Herzens durch leise Berührung auf einmal geheilt wird. — Und wie? Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimnisse uns offenbart? — Ach nein! aber statt aller Antwort und Offenbarung werden uns lustige, schöne Wolkengestalten gezeigt, deren Anblick uns beruhigt, wir wissen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch, — wir begrüßen und umarmen fremde Geisterwesen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle die Unbegreiflichkeiten, die unser Gemüth bestürmen, und die die Krankheit des Menschengeschlechtes sind, verschwinden vor unsern Sinnen, und unser Geist wird gesund durch das Anschaun von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener sind. Dann ist dem Menschen, als möcht' er sagen: „Das ist's, was ich meyne! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!" —

Laß sie spotten und höhnen, die andern, die wie auf rasselnden Wagen durch's Leben dahin fahren, und in der Seele des Menschen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß sie sich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob sie die Welt

mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da sie darben werden.

Wohl dem, der, wann der irdische Boden untreu unter seinen Füßen wankt, mit heitern Sinnen auf luftige Töne sich retten kann, und nachgebend, mit ihnen bald sanft sich wiegt, bald muthig dahertanzt, und mit solchem lieblichen Spiele seine Leiden vergißt!

Wohl dem, der, (müde des Gewerbes, Gedanken feiner und feiner zu spalten, welches die Seele verkleinert,) sich den sanften und mächtigen Zügen der Sehnsucht ergiebt, welche den Geist ausdehnen und zu einem schönen Glauben erheben. Nur ein solcher ist der Weg zur allgemeinen, umfassenden Liebe, und nur durch solche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit. — —

Dies ist das herrlichste und das wunderbarste Bild, so ich mir von der Tonkunst entwerfen kann, — obwohl es die meisten für eitle Schwärmerey halten werden. —

Aber aus was für einem magischen Präparat steigt nun der Duft dieser glänzenden Geistererscheinung empor? — Ich sehe zu, — und finde nichts, als ein elendes Gewebe von Zahlenproportionen, handgreiflich dargestellt auf gebohrtem Holz, auf Gestellen von Darmsaiten und Messingdrath. — Das ist fast noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unsichtbare Harfe Gottes zu un-

ſern Tönen mitklingt, und dem menſchlichen Zahlengewebe die himmliſche Kraft verleiht. —

Und wie gelangte denn der Menſch zu dem wunderbaren Gedanken, Holz und Erz tönen zu laſſen? Wie kam er zu der köſtlichen Erfindung dieſer über alles ſeltſamen Kunſt? — Das iſt ebenfalls wiederum ſo merkwürdig und ſonderlich, daß ich die Geſchichte, wie ich ſie mir denke, kürzlich herſetzen will.

Der Menſch iſt urſprünglich ein gar unſchuldiges Weſen. Wenn wir noch in der Wiege liegen, wird unſer kleines Gemüth von hundert unſichtbaren kleinen Geiſtern genährt und erzogen, und in allen artigen Künſten geübt. So lernen wir durch's Lächeln, nach und nach, fröhlich ſeyn, durch's Weinen lernen wir traurig ſeyn, durch's Angaffen mit großen Augen lernen wir, was erhaben iſt, anbeten. Aber ſo wie wir in der Kindheit mit dem Spielzeuge nicht recht umzugehen wiſſen, ſo wiſſen wir auch mit den Dingen des Herzens noch nicht recht zu ſpielen, und verwechſeln und verwirren in dieſer Schule der Empfindungen noch alles durch einander.

Wenn wir aber zu den Jahren gekommen ſind, ſo verſtehen wir die Empfindungen, ſey es nun Fröhlichkeit, oder Betrübniß, oder jede andre, gar geſchickt anzubringen, wo ſie hingehören; und da führen wir ſie manchmal recht ſchön, zu unſrer ei-

genen Befriedigung, aus. Ja, obwohl dieſe Dinge eigentlich nur eine gelegentliche Zuthat zu den Begebenheiten unſers gewöhnlichen Lebens ſind, ſo finden wir doch ſo viel Luſt daran, daß wir die ſogenannten Empfindungen gern von dem verwirrten Wuſt und Geflecht des irdiſchen Weſens, worin ſie verwickelt ſind, ablöſen, und ſie uns zum ſchönen Angedenken beſonders ausführen, und auf eigene Weiſe aufbewahren. Es ſcheinen uns dieſe Gefühle, die in unſerm Herzen aufſteigen, manchmal ſo herrlich und groß, daß wir ſie wie Reliquien in koſtbare Monſtranzen einſchließen, freudig davor niederknieen, und im Taumel nicht wiſſen, ob wir unſer eignes menſchliches Herz, oder ob wir den Schöpfer, von dem alles Große und Herrliche herabkommt, verehren.

Zu dieſer Aufbewahrung der Gefühle ſind nun verſchiedene ſchöne Erfindungen gemacht worden, und ſo ſind alle ſchönen Künſte entſtanden. Die Muſik aber halte ich für die wunderbarſte dieſer Erfindungen, weil ſie menſchliche Gefühle auf eine übermenſchliche Art ſchildert, weil ſie uns alle Bewegungen unſers Gemüths unkörperlich, in goldne Wolken luftiger Harmonieen eingekleidet, über unſerm Haupte zeigt, weil ſie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wiſſen nicht wo? und wie? und

die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüths auf dieselben schönen Harmonieen zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die ächte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das schönste Kleinod ist, das der Mensch erlangen kann; — jene Heiterkeit meyn' ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erscheint, da wir im wildesten Gewühle der Menschen einen schönen Zusammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Wesen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken. — —

Wenn ich in meiner Einfalt unter freyem Himmel vor Gott glückselig bin, — indeß die goldnen Strahlen der Sonne das hohe blaue Zelt über mir ausspannen, und die grüne Erde rings um mich lacht, — da ist's am rechten Ort, daß ich mich auf den Boden werfe, und in vollen Freuden dem Himmel lautjauchzend für alle Herrlichkeit danke. Was aber thut alsdann der sogenannnte Künstler unter den Menschen? Er hat mir zugesehen, geht, innerlich erwärmt, stillschweigend daheim, läßt sein sym-

pathetiſches Entzücken auf lebloſem Saitenſpiel weit herrlicher daherrauſchen, und bewahrt es auf, in einer Sprache, die kein Menſch je geredet hat, deren Heimath niemand kennt, und die jeden bis in die innerſten Nerven ergreift. —

Wenn mir ein Bruder geſtorben iſt, und ich bey ſolcher Begebenheit des Lebens eine tiefe Traurigkeit gehörig anbringe, weinend im engen Winkel ſitze, und alle Sterne frage, wer je betrübter geweſen als ich; — dann, — indeß hinter meinem Rükken ſchon die ſpottende Zukunft ſteht, und über den ſchnell vergänglichen Schmerz des Menſchen lacht; — dann ſteht der Tonmeiſter vor mir, und wird von all' dem jammervollen Händeringen ſo bewegt, daß er den ſchönen Schmerz daheim auf ſeinen Tönen nachgebehrdet, und mit Luſt und Liebe die menſchliche Betrübniß verſchönert und ausſchmückt, und ſo ein Werk hervorbringt, das aller Welt zur tiefſten Rührung gereicht. — Ich aber, wenn ich längſt das angſtvolle Händeringen um meinen todten Bruder verlernt habe, und dann einmal das Werk ſeiner Betrübniß höre, — dann freu' ich mich kindlich über mein eignes, ſo glorreich verherrlichtes Herz, und nähre und bereichere mein Gemüth an der wunderbaren Schöpfung. —

Wenn aber die Engel des Himmels auf dieſes ganze liebliche Spielwerk herabſehen, das wir die

Kunſt

Kunſt nennen, — ſo müſſen ſie wehmüthig lächeln über das Kindergeſchlecht auf der Erde, und lächeln über die unſchuldige Erzwungenheit in dieſer Kunſt der Töne, wodurch das ſterbliche Weſen ſich zu ihnen erhebn will. — —

## 4.

### Von den verſchiedenen Gattungen in jeder Kunſt und insbeſondere von verſchiedenen Arten der Kirchenmuſik.

Es kommt mir allemal ſeltſam vor, wenn Leute, welche die Kunſt zu lieben vorgeben, in der Poeſie, der Muſik, oder in irgend einer andern Kunſt, ſich beſtändig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche ſelbſt Künſtler ſind, mehrentheils ſo eingerichtet, daß ſie ſich nur in einem Felde ihrer Kunſt ganz wie zu Hauſe fühlen, und nur auf dieſem ihrem vaterländiſchen Boden Kraft und Muth genug haben, ſelber zu ſäen und zu pflanzen; ſo kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunſt nicht alle ihre Gärten durchwandern, und an allen Quellen ſich freuen ſollte. Es wird ja doch niemand mit halber Seele gebohren! — Aber freylich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur ſo zu ſchmähen, — es ſcheinen viele der heutigen Menſchen mit ſo

ſparſamen Funken der Liebe begabt zu ſeyn, daß ſie dieſelbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, ſie ſind ſtolz in ihrer Armuth; aus trägem Dünkel verachten ſie es, den Geiſt auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; ſie machen ſich ein deſto größeres Verdienſt aus der engen Beſchränkung auf gewiſſe Lieblingswerke, und glauben dieſe deſto edler und reiner zu lieben, je mehr andre Werke ſie verachten.

So iſt es ſehr häufig, daß Einige bloß an fröhlichen und komiſchen, Andre bloß an ernſthaften und tragiſchen Sachen Gefallen zu finden ſich beſtreben. Wenn ich aber das Gewebe der Welt unbefangen betrachte, ſo ſehe ich, daß das Schickſal ſeinen Weberſpul nur ſo hin oder ſo hin zu werfen braucht, um in denſelben Menſchenſeelen im Augenblick ein Luſtſpiel oder Trauerſpiel hervorzubringen. Daher ſcheint es mir natürlich, daß ich auch in der Welt der Kunſt mich und mein ganzes Weſen ihrem waltenden Schickſale willig hingebe. Ich löſe mich los von allen Banden, ſeegle mit flatternden Wimpeln auf dem offenen Meere des Gefühls, und ſteige gern, wo immer der himmliſche Hauch von oben mich herankwehet, ans Land. —

Wenn jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es ſchöner ſey, in der kleinen Winterſtube, beym Licht, einem herrlichen Kreiſe von Freunden zu

ſitzen, — oder ſchöner, einſam auf hohen Bergen die Sonne über köſtliche Fluren ſcheinen zu ſehen: — was ſollte man antworten? Wer in ſeiner Bruſt ein Herz verwahrt, dem am wohlſten iſt, wenn es ſich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und ſchlagen kann, der wird jede ſchöne Gegenwart mit Entzücken an ſich reißen, um ſein liebes Herz in dieſem Zittern der Seligkeit zu üben.

Hierin ſind mir die glücklichen Männer, welche vom Himmel zur Stola und zur Prieſterweihe auserwählt ſind, ein treffliches Vorbild. Ein ſolcher Mann, dem das, worauf die andern Menſchen nicht Zeit genug verwenden können, (weil der Schöpfer das Weſen der Welt allzu reichhaltig eingerichtet hat,) zum ſchönen Geſchäfte gemacht iſt, nämlich ſeine Augen unverwandt auf den Schöpfer zu richten — ſo daß die kleineren Bäche des Danks und der Andacht aus allen umgebenden Weſen in ihn als in einen Strom ſich vereinigen, der unaufhörlich ins Meer der Ewigkeit ausſtrömt: — ein ſolcher Mann findet überall im Leben ſchöne Anläſſe, ſeinen Gott zu verehren und ihm zu danken; er ſchlägt aller Orten Altäre auf, und ſeinen verklärten Augen leuchtet das wundervolle Bildniß des Schöpfers aus allen verworrenen Zügen in den Dingen dieſer Welt hervor. — Und ſo, dünkt mich, — denn die Herrlichkeit der Kunſt hat mich zu einem kühnen Gleichnißbilde verleitet, — ſo ſollte

auch derjenige beſchaffen ſeyn, welcher mit aufrichtigem Herzen vor der Kunſt niederknieen, und ihr die Huldigungen einer ewigen und unbegränzten Liebe darbringen wollte. — —

In der herrlichen Kunſt, die der Himmel bey meiner Geburt wohlthätig für mich ausgeſucht hat, (wofür ich ihm, ſo lang' ich lebe, dankbar bin,) iſt es mir ſeit jeher ſo gegangen, daß diejenige Art der Muſik, die ich gerade höre, mir jedesmal die erſte und vortrefflichſte zu ſeyn ſcheint, und mich alle übrigen Arten vergeſſen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der ächte Genuß, und zugleich der ächte Prüfſtein der Vortreflichkeit eines Kunſtwerks ſey, wenn man über dies eine alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommt es, daß ich die verſchiedenſten Arten in der Tonkunſt, als zum Beyſpiel die Kirchenmuſik und die Muſik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht läugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele ſich mehr nach der erſteren hinneigt und auf dieſelbe ſich einſchränkt. Mit ihr beſchäftige ich mich am meiſten, und von ihr will ich daher jetzt ausſchließlich mit einigen Worten meine Meynung ſagen.

Nach dem Gegenſtande zu urtheilen, iſt die geiſtliche Muſik freylich die edelſte und höchſte, ſo wie auch in den Künſten der Mahlerey und Poeſie

der heilige, Gott-geweihete Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste seyn muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drey Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen. Ich glaube aber wohl, daß die vernunftreiche Muse der Dichtkunst, und vorzüglich die stille und ernste Muse der Mahlerey, ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten mögen, weil sie in einer fremden, unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, mit heftiger Bewegung, und mit harmonischer Vereinigung einer ganzen Schaar lebendiger Wesen, von den Dingen des Himmels zu sprechen wagt.

Allein auch diese heilige Muse redet von den Dingen des Himmels nicht beständig auf einerley Art, sondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verschiedene Weise zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht verstehet, ein Balsam für das menschliche Herz ist.

Bald geht sie in muntern, fröhlichen Tönen daher, läßt sich von einfachen und heiteren, oder auch von zierlichen und künstlichen Harmonieen in allerley liebliche, wohlklingende Irrgänge leiten, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an seinem Geburtstage

eine Rede oder einen dramatiſchen Actus halten, da ſich denn jener wohl gefallen läſſet, wenn ſie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweiſen, und im Danken zugleich eine kleine Probe ihrer Geſchicklichkeiten und erlangten Künſte ablegen. Oder man kann auch ſagen, daß dieſe Art der Kirchenmuſik den Charakter derjenigen Menſchen ausdrückt, welche ſich gern mit vielen muntern und artig geſetzten Worten über die Größe Gottes auslaſſen mögen, welche ſich verwundern und herzlich-lächelnd ſich darüber freuen, daß Er um ſo vieles größer iſt als ſie ſelber. Sie kennen keine andre Erhebung der Seele als eine fröhliche und zierliche; ſie wiſſen in ihrer Unſchuld für Ihn keine andere und beſſere Sprache des Lobes und der Verehrung, als die ſie gegen einen edlen menſchlichen Wohlthäter gebrauchen, und ſie ſind nicht verlegen, von den kleinſten Freuden und Genüſſen des Lebens mit leichter Fertigkeit zu dem Gedanken an den Vater des Weltalls überzugehen. — Dieſe Art der Kirchenmuſik pflegt die häufigſte und beliebteſte zu ſeyn, und ſie ſcheint wirklich das Gemüth des größten Theils der Menſchen vorzuſtellen.

Eine andre, erhabene Art iſt nur wenigen auserwählten Geiſtern eigen. Sie ſehen ihre Kunſt nicht, (wie die meiſten thun,) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherley verſchiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln

zuſammenzuſetzen, und nicht dies Gebäude iſt ihr höchſter Zweck; — ſie gebrauchen vielmehr große Maſſen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu mahlen. — Sie achten es unwürdig, den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, ſondern ſchlagen die Luft mit breiten, mächtigen Adlersſchwingen. — Sie ordnen und pflanzen nicht die Töne wie Blumen in kleine regelmäßige Beete, worin wir zunächſt die geſchickte Hand des Gärtners bewundern; ſondern ſie ſchaffen große Höhen und Thäler mit heiligen Palmwäldern, die unſre Gedanken zunächſt zu Gott erheben. — — Dieſe Muſik ſchreitet in ſtarken, langſamen, ſtolzen Tönen einher, und verſetzt dadurch unſre Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und ſolche wieder erzeugt. Oder ſie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majeſtätiſcher Donner im Gebirge, umher. — Dieſe Muſik iſt jenen Geiſtern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott ſo ganz über alle Maaße erfüllt ſind, daß ſie die Schwäche des ſterblichen Geſchlechtes darüber ganz vergeſſen, und dreiſt genug ſind, mit lauter ſtolzer Trompetenſtimme die Größe des Höchſten der Erde zu verkündigen. Im freyen Taumel des Entzückens glau-

ben sie das Wesen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerste begriffen zu haben; sie lehren ihn allen Völkern kennen, und loben ihn dadurch, daß sie mit aller Macht zu ihm hinaufstreben, und sich anstrengen, ihm ähnlich zu werden. —

Aber es giebt noch einige stille, demüthige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig scheint, zu Gott in der Melodie irdischer Fröhlichkeit zu reden, denen es frech und verwegen vorkommt, seine ganze Erhabenheit kühn in ihr menschliches Wesen aufzunehmen: — auch ist jene Fröhlichkeit ihnen unverständlich, und zu dieser dreisten Erhebung mangelt ihnen der Muth. Diese liegen mit stets gefaltenen Händen und gesenktem Blick betend auf den Knieen, und loben Gott bloß dadurch, daß sie mit der beständigen Vorstellung ihrer Schwäche und Entfernung von Ihm, und mit der wehmüthigen Sehnsucht nach den Gütern der reinen Engel, ihren Geist erfüllen und nähren. — Diesen gehört jene alte, choralmäßige Kirchenmusik an, die wie ein ewiges „Miserere mei Domine!“ klingt, und deren langsame, tiefe Töne gleich sündenbeladenen Pilgrimmen in tiefen Thälern dahinschleichen. — Ihre bußfertige Muse ruht lange auf denselben Accorden, sie getraut sich nur langsam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechsel der Accorde, auch der allereinfachste, wälzt in diesem schweren, gewichtigen Fortgange unser ganzes Gemüth um,

und die leiſe-vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erſchöpft den letzten Athem unſers geſpannten Herzens. Manchmal treten bittere, herzzerknirſchende Accorde dazwiſchen, wobey unſre Seele ganz zuſammenſchrumpft vor Gott; aber dann löſen kryſtallhelle, durchſichtige Klänge die Bande unſers Herzens wieder auf, und tröſten und erheitern unſer Inneres. Zuletzt endlich wird der Gang des Geſanges noch langſamer als zuvor, und von einem tiefen Grundton, wie von dem gerührten Gewiſſen feſtgehalten, windet ſich die innige Demuth in mannichfach-verſchlungenen Beugungen herum, und kann ſich von der ſchönen Bußübung nicht trennen, — bis ſie endlich ihre ganze aufgelöſ'te Seele in einem langen, leiſe-verhallenden Seufzer aushaucht. ——

## 5.

# Fragment

### aus einem Briefe Joseph Berglingers.

— Neulich, lieber Vater, am Festtag, hab' ich einen köstlichen Abend genossen. Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Musik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an sich spielte. Ich ging ihr durch die Gassen der Vorstadt nach, und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Rasenplätzen, Wasserbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwischen, gar reichlich ausgeziert, und mit einer Menge buntgeschmückter Leute belebt war. In der Mitte, auf einer grünen Erhöhung, lag ein offenstehender Gartensaal, als der Mittelpunkt des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollsten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichsten und heitersten Empfindungen besucht.

Auf grünem Rasen saßen die Spieler, und zogen aus ihren Blasinstrumenten die muntersten, lustigsten Frühlingstöne hervor, so frisch, wie das

junge Laub, das sich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an, und alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, so oft ich Tanzmusik höre, fällt es mir in den Sinn, daß diese Art der Musik offenbar die bedeutendste und bestimmteste Sprache führt, und daß sie nothwendig die eigentlichste, die älteste und ursprüngliche Musik seyn muß.

Neben mir, in den breiten Gängen, spazierten nun alle verschiedenen Stände und Alter der Menschen einher. Da war der Kaufmann von seinem Rechentische, der Handwerksmann von seiner Werkstatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herren in glänzenden Kleidern strichen leichtsinnig zwischen den langsameren Spaziergängern durch. Manchmal kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein siebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zusah, wie die Schaar der Kinder auf dem grünen Grase in trunkenem Muthwillen ihr junges Leben versuchte, oder wie die erwachsenere Jugend sich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte seine eigene Sorge in seiner Kammer daheim gelassen; keine Sorge mochte der andern gleich seyn, — hier aber stimmten Alle zur Harmonie des Vergnügens zusammen. Und wenn auch freylich nicht jedem von der Musik

und all' dem bunten Weſen wirklich im Innern ſo erfreulich zu Muthe ſeyn mochte als mir, — ſo war für mich doch dieſe ganze lebendige Welt in einen Lichtſchimmer der Freude aufgelöſ't, — die Oboen- und Hörnertöne ſchienen mir wie glänzende Strahlen um alle Geſichter zu ſpielen, und es dünkte mich, als ſäh' ich alle Leute bekränzt oder in einer Glorie gehen. — Mein Geiſt, verklärt durch die Muſik, drang durch alle die verſchiedenen Phyſiognomieen bis in jedes Herz hinein, und die wimmelnde Welt um mich her kam mir wie ein Schauſpiel vor, das ich ſelber gemacht, oder wie ein Kupferſtich, den ich ſelber gezeichnet: ſo gut glaubte ich zu ſehen, was jede Figur ausdrücke und bedeute, und wie jede das ſey, was ſie ſeyn ſollte.

Dieſe angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis ſich die Scene veränderte.

Die helle Wärme des Tages ergoß ſich allmählig in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Schaaren zogen heim, der Garten ward dunkel, einſam und ſtill, — zuweilen ſchwebte ein zärtliches Lied vom Waldhorn wie ein ſeliger Geiſt in dem milden Schimmer des Mondes daher, — und die ganze, zuvor ſo lebendige Natur war in ein leiſes Fieber melancholiſcher Wehmuth aufgelöſ't. Das Schauſpiel der Welt war für dieſen Tag zu Ende, — meine Schauſpieler nach Hauſe gegangen, —

der Knäuel des Gewühls für heute gelöst. Denn Gott hatte die lichte, mit Sonne geschmückte Hälfte seines großen Mantels von der Erde hinweggezogen, und mit der andern schwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne geflickt sind, das Gehäuse der Welt umhängt, — und nun schliefen alle seine Geschöpfe in Frieden. Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, alles hatte nun Waffenstillstand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und so immer fort, bis in die fernsten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende absehen. —

Ach! dieser unaufhörlich, eintönige Wechsel der Tausende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menschen, und das ganze Leben des gesammten Weltkörpers nichts ist, als so ein unaufhörliches, seltsames Brettspiel solcher weißen und schwarzen Felder, wobey am Ende keiner gewinnt als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wust von Trümmern, worauf unser Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arm hindurchgreifen, und sich an der Kunst, der Großen, Beständigen, die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich festhalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand bietet, daß wir über dem wüsten Abgrunde in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! — — —

## 6.

### Das eigenthümliche innere

# Wesen der Tonkunst,

### und die

### Seelenlehre der heutigen Instrumentalmusik.

Der Schall oder Ton war ursprünglich ein grober Stoff, in welchem die wilden Nationen ihre unförmlichen Affecten auszudrücken strebten, indem sie, wenn ihr Inneres erschüttert war, auch die umgebenden Lüfte mit Geschrey und Trommelschlag erschütterten, gleichsam um die äußere Welt mit ihrer inneren Gemüthsempörung in's Gleichgewicht zu setzen. Nachdem aber die unaufhaltsam-wirkende Natur die ursprünglich in Eins verwachsenen Kräfte der menschlichen Seele, durch viele Säkula hindurch, in ein ausgebreitetes Gewebe von immer feineren Zweigen aus einander getrieben hat; so ist, in den neueren Jahrhunderten, auch aus Tönen ein kunstreiches System aufgebaut, und also auch in diesem Stoff, so wie in den Künsten der Formen und Farben, ein sinnliches Abbild und Zeugniß, von der schönen Verfeinerung und harmonischen Vervollkommung des heutigen menschlichen

Geistes, niedergelegt worden. Der einfarbige Lichtstrahl des Schalls ist in ein buntes, funkelndes Kunstfeuer zersplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern; dies konnte aber nicht anders geschehen, als das zuvor mehrere weise Männer in die Orakelhöhlen der verborgensten Wissenschaft hinunterstiegen, wo die allzeugende Natur selbst ihnen die Urgesetze des Tons enthüllte. Aus diesen geheimnißreichen Grüften brachten sie die neue Lehre, in tiefsinnigen Zahlen geschrieben, an's Tageslicht, und setzten hiernach eine feste, weisheitsvolle Ordnung von vielfachen einzelnen Tönen zusammen, welche die reiche Quelle ist, aus der die Meister die mannigfaltigsten Tonarten schöpfen.

Die sinnliche Kraft, welche der Ton von seinem Ursprunge her in sich führt, hat sich durch dieses gelehrte System eine verfeinerte Mannigfaltigkeit erworben.

Das Dunkle und Unbeschreibliche aber, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt, und welches bey keiner andern Kunst zu finden ist, hat durch das System eine wunderbare Bedeutsamkeit gewonnen. Es hat sich zwischen den einzelnen mathematischen Tonverhältnissen und den einzelnen Fibern des menschlichen Herzens eine unerklärliche Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunst ein reichhaltiges und bildsames Maschinenwerk zur Abschilderung menschlicher Empfindungen geworden ist.

So

So hat ſich das eigenthümliche Weſen der heutigen Muſik, welche, in ihrer jetzigen Vollendung, die jüngſte unter allen Künſten iſt, gebildet. Keine andre vermag dieſe Eigenſchaften der Tiefſinnigkeit, der ſinnlichen Kraft, und der dunkeln, phantaſtiſchen Bedeutſamkeit, auf eine ſo räthſelhafte Weiſe zu verſchmelzen. Diese merkwürdige, enge Vereinigung ſo widerſtrebend-ſcheinender Eigenſchaften macht den ganzen Stolz ihrer Vorzüglichkeit aus; wiewohl eben dieſelbe auch viele ſeltſame Verwirrungen in der Ausübung und im Genuſſe dieſer Kunſt, und viel thörichten Streit unter Gemüthern, welche ſich niemals verſtehen können, hervorgebracht hat.

Die wiſſenſchaftlichen Tiefſinnigkeiten der Muſik haben manche jener ſpeculirenden Geiſter herangelockt, welche in allem ihren Thun ſtreng und ſcharf ſind, und das Schöne nicht aus offener, reiner Liebe, um ſein ſelbſt willen, aufſuchen, ſondern es nur des Zufalls halber ſchätzen, daß beſondre, ſeltene Kräfte daran aufzureiben waren. Anſtatt das Schöne auf allen Wegen, wo es ſich freundlich uns entgegenbietet, wie einen Freund willkommen zu heißen, betrachten ſie ihre Kunſt vielmehr als einen ſchlimmen Feind, ſuchen ihn im gefährlichſten Hinterhalt zu bekämpfen, und triumphiren dann über ihre eigne Kraft. Durch dieſe gelehrten Männer iſt das innere Maſchinenwerk der Muſik, gleich

einem künſtlichen Weberſtuhle für gewirkte Zeuge, zu einer erſtaunenswürdigen Vollkommenheit gebracht worden; ihre einzelnen Kunſtſtücke aber ſind oftmals nicht anders als in der Mahlerey vortreffliche anatomiſche Studien und ſchwere academiſche Stellungen zu betrachten.

Traurig anzuſehn iſt es, wenn dies fruchtbare Talent ſich in ein unbeholfenes und empfindungsarmes Gemüth verirrt hat. In einer fremden Bruſt ſchmachtet alsdann das phantaſtiſche Gefühl, das unberedt in Tönen iſt, nach der Vereinigung, — indeß die Schöpfung, die Alles erſchöpfen will, mit ſolchen ſchmerzlichen Naturſpielen nicht ungern wehmüthige Verſuche anzuſtellen ſcheint.

Demnach hat keine andre Kunſt einen Grundſtoff, der ſchon an ſich mit ſo himmliſchen Geiſte geſchwängert wäre, als die Muſik. Ihr klingender Stoff kommt mit ſeinem geordneten Reichthume von Accorden den bildenden Händen entgegen, und ſpricht ſchon ſchöne Empfindungen aus, wenn wir ihn auch nur auf eine leichte, einfache Weiſe berühren. Daher kommt es, daß manche Tonſtücke, deren Töne von ihren Meiſtern wie Zahlen zu einer Rechnung, oder wie die Stifte zu einem muſiviſchen Gemählde, bloß regelrecht, aber ſinnreich und in glücklicher Stunde, zuſammengeſetzt wurden, — wenn ſie auf Inſtrumenten ausgeübt werden, eine herrliche, empfindungsvolle Poeſie reden, obwohl

der Meiſter wenig daran gedacht haben mag, daß in ſeiner gelehrten Arbeit, der in dem Reiche der Töne verzauberte Genius, für eingeweihte Sinne, ſo herrlich ſeine Flügel ſchlagen würde.

Dagegen fahren manche, nicht ungelehrte, aber unter unglücklichem Stern gebohrne, und innerlich harte und unbewegliche Geiſter täppiſch in die Töne hinein, zerren ſie aus ihren eigenthümlichen Sitzen, ſo daß man in ihren Werken nur ein ſchmerzliches Klaggeſchrey des gemarterten Genius vernimmt.

Wenn aber die gute Natur die getrennten Kunſtſeelen in *eine* Hülle vereinigt, wenn das Gefühl des Hörenden noch glühender im Herzen des tiefgelehrten Kunſtmeiſters brannte, und er die tiefſinnige Wiſſenſchaft in dieſen Flammen ſchmelzt; dann geht ein unnennbar-köſtliches Werk hervor, worin Gefühl und Wiſſenſchaft ſo feſt und unzertrennlich in einander hangen, wie in einem Schmelzgemählde Stein und Farben verkörpert ſind. —

Von denjenigen, welche die Muſik und alle Künſte nur als Anſtalten betrachten, ihren nüchternen und groben Organen die nothdürftig ſinnliche Nahrung zu verſchaffen, — da doch die Sinnlichkeit nur als die kräftigſte, eindringlichſte und menſchlichſte Sprache anzuſehn iſt, worin das Erhabene, Edle und Schöne zu uns reden kann, — von dieſen unfruchtbaren Seelen iſt nicht zu reden. Sie ſollten, wenn ſie es vermöchten, die tiefgegründete,

unwandelbare Heiligkeit, die dieſer Kunſt vor allen andern eigen iſt, verehren, daß in ihren Werken das feſte Orakelgeſetz des Syſtems, der urſprüngliche Glanz des Dreyklangs, auch durch die verworfenſten Hände nicht vertilgt und befleckt werden kann, — und daß ſie gar nicht vermag das Verworfene, Niedrige und Unedle des menſchlichen Gemüths auszudrücken, ſondern an ſich nicht mehr als rohe und grelle Melodieen geben kann, denen die ſich anhängenden irrdiſchen Gedanken erſt das Niedrige leihen müſſen.

Wenn nun die Vernünftler fragen: wo denn eigentlich der Mittelpunkt dieſer Kunſt zu entdecken ſey, wo ihr eigentlicher Sinn und ihre Seele verborgen liege, die alle ihre verſchiedenartigen Erſcheinungen zuſammenhalte? — ſo kann ich es ihnen nicht erklären oder beweiſen. Wer das, was ſich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünſchelruthe des unterſuchenden Verſtandes entdecken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl ſelber, entdecken. Eine ewige feindſelige Kluft iſt zwiſchen dem fühlenden Herzen und den Unterſuchungen des Forſchens befeſtigt, und jenes iſt ein ſelbſtſtändiges verſchloſſenes göttliches Weſen, das von der Vernunft nicht aufgeſchloſſen und gelöſ't werden kann. — Wie jedes einzelne Kunſtwerk nur durch daſſelbe Gefühl, von dem es hervorgebracht ward, erfaßt

und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so, wie, nach der Lehre der Mahler, jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet ihr wahres Wesen zu erkennen giebt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache untergräbt, der kümmert sich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge selbst, sondern um die Begriffe, als die Gränzen und Hülsen der Dinge, womit er seine Algebra anstellt. — Wen aber, — dreist zu reden, von Kindheit an, der Zug seines Herzens durch das Meer der Gedanken, pfeilgrade wie einen kühnen Schwimmer, auf das Zauberschloß der Kunst allmächtig hinreißt, der schlägt die Gedanken wie störende Wellen muthig von seiner Brust, und dringt hinein in das innerste Heiligthum, und ist sich mächtig bewußt der Geheimnisse, die auf ihn einstürmen. —

Und so erkühn' ich mich denn, aus meinem Innersten den wahren Sinn der Tonkunst auszusprechen, und sage:

Wenn alle die inneren Schwingungen unsrer Herzensfiebern, — die zitternden der Freude, die stürmenden des Entzückens, die hochklopfenden Pulse verzehrender Anbetung, — wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der innern Herzenswuth,

mit einem Ausruf zersprengen: — dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor, und feyern als Engelgestalten ihre Auferstehung. —

Hundert und hundert Tonwerke reden Fröhlichkeit und Lust, aber in jedem sinkt ein andrer Genius, und einer jeden der Melodieen zittern andre Fibern unsers Herzens entgegen. — Was wollen sie, die zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen, und sich nicht darin finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat, wie ein Gemählde? Streben sie die reichere Sprache nach der ärmern abzumessen, und in Worte aufzulösen, was Worte verachtet? Oder haben sie nie ohne Worte empfunden? Haben sie ihr hohles Herz nur mit Beschreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben sie niemals im Innern wahrgenommen das stumme Singen, den vermummten Tanz der unsichtbaren Geister? oder glauben sie nicht an die Mährchen? —

Ein fließender Strom soll mir zum Bilde dienen. Keine menschliche Kunst vermag das Fließen eines mannigfaltigen Stromes, nach allen den tausend einzelnen, glatten und bergigten, stürzenden und schäumenden Wellen, mit Worten für's Auge hinzuzeichnen, — die Sprache kann die Verände-

rungen nur dürftig zählen und nennen, nicht die an einanderhängenden Verwandlungen der Tropfen uns sichtbar verbilden. Und eben so ist es mit dem geheimnißvollen Strome in den Tiefen des menschlichen Gemüthes beschaffen. Die Sprache zählt und nennt und beschreibt seine Verwandlngen, in fremdem Stoff; — die Tonkunst strömt ihn uns selber vor. Sie greift beherzt in die geheimnißvolle Harfe, schlägt in der dunkeln Welt bestimmte, dunkle Wunderzeichen in bestimmter Folge an, — und die Saiten unsers Herzens erklingen, und wir verstehen ihren Klang.

In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemühts träumenden Geistern, lebendes Bewußtseyn, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.

Und alle die tönenden Affekten werden von dem trocknen wissenschaftlichen Zahlensystem, wie von den seltsamen wunderkräftigen Beschwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers, regiert und gelenkt. Ja, das System bringt, auf merkwürdige Weise, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobey das Gemüth über sein eignes Wesen erstaunt, — so wie etwa die Sprache der Worte manchmal von

den Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückstrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrscht. —

Keine Kunst schildert die Empfindungen auf eine so künstliche, kühne, so dichterische, und eben darum für kalte Gemüther so erzwungene Weise. Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannichfaltige feste Massen, ist das Wesen aller Dichtung; sie trennt das Vereinte, vereint fest das Getrennte, und in den engeren, schärferen Gränzen schlagen höhere, empörtere Wellen. Und wo sind die Gränzen und Sprünge schärfer, wo schlagen die Wellen höher als in der Tonkunst?

Aber in diesen Wellen strömt recht eigentlich nur das reine, formlose Wesen, der Gang und die Farbe, und auch vornehmlich der tausendfältige Übergang der Empfindungen; die idealische, engelreine Kunst weiß in ihrer Unschuld weder den Ursprung, noch das Ziel ihrer Regungen, kennt nicht den Zusammenhang ihrer Gefühle mit der wirklichen Welt.

Und dennoch empört sie bey aller ihrer Unschuld, durch den mächtigen Zauber ihrer sinnlichen Kraft, alle die wunderbaren, wimmelnden Heerschaaren der Phantasie, die die Töne mit magischen Bildern bevölkern, und die formlosen Regungen in bestimmte Gestalten menschlicher Affek-

ten verwandeln, welche wie gaukelnde Bilder eines magiſchen Blendwerks unſern Sinnen vorüberziehn.

Da ſehen wir die hüpfende, tanzende, kurzathmende Fröhlichkeit, die jeden kleinen Tropfen ihres Daſeyns zu einer geſchloſſenen Freude ausbildet.

Die ſanfte, felſenfeſte Zufriedenheit, die ihr ganzes Daſeyn aus einer harmoniſchen, beſchränkten Anſicht der Welt herausſpinnt, auf alle Lagen des Lebens ihre frommen Uberzeugungen anwendet, nie die Bewegung ändert, alles Rauhe glättet, und bey allen Übergängen die Farbe vertreibt.

Die männliche, jauchzende Freude, die bald das ganze Labyrinth der Töne in mannichfacher Richtung durchläuft, wie das pulſirende Blut warm und raſch die Adern durchſtrömt, — bald mit edlem Stolz, mit Schwung und Schnellkraft ſich wie im Triumph in die Höhen erhebt.

Das ſüße, ſehnſüchtige Schmachten der Liebe, das ewige wechſelnde Anſchwellen und Hinſchwinden der Sehnſucht, da die Seele aus dem zärtlichen Schleichen durch benachbarte Töne ſich auf einmal mit ſanfter Kühnheit in die Höhe ſchwingt und wieder ſinkt, — aus einem unbefriedigten Streben ſich mit wollüſtigem Unmuth in ein andres windet, gern auf ſanft-ſchmerzlichen Akkorden ausruht, ewig nach Auflöſung ſtrebt, und am Ende nur mit Thränen ſich auflöſ't.

Der tiefe Schmerz, der bald ſich wie in Ketten

daherschleppt, bald abgebrochene Seufzer ächzt, bald sich in langen Klagen ergießt, alle Arten des Schmerzes durchirrt, sein eigenes Leiden liebend ausbildet, und in den trüben Wolken nur selten schwache Schimmer der Hoffnung erblickt.

Die muthwillige, entbundene fröhliche Laune, die wie ein Strudel ist, der alle ernsthaften Empfindungen scheitern macht, und im fröhlichen Wirbel mit ihren Bruchstücken spielt, — oder wie ein grotteskor Dämon, der alle menschliche Erhabenheit und allen menschlichen Schmerz durch possenhafte Nachäffung verspottet, und gaukelnd sich selber nachäfft, — oder wie ein unstät schwebender lustiger Geist, der alle Pflanzen aus ihrem festen irrdischen Boden reißt und in die unendlichen Lüfte streut, und den ganzen Erdball verflüchtigen möchte.

Aber wer kann sie alle zählen und nennen, die lustigen Phantasieen, die die Töne wie wechselnde Schatten durch unsre Einbildung jagen?

Und doch kann ich's nicht lassen, noch den letzten höchsten Triumph der Instrumente zu preisen: ich meyne jene göttlichen großen Symphoniestücke, (von inspirirten Geistern hervorgebracht,) worin nicht eine einzelne Empfindung gezeichnet, sondern eine ganze Welt, ein ganzes Drama menschlicher Affekten ausgeströmt ist. Ich will in allgemeinen Worten erzählen, was vor meinen Sinnen schwebt.

Mit leichter, spielender Freude steigt die tö-

nende Seele aus ihrer Orakelhöhle hervor, — gleich der Unschuld der Kindheit, die einen lüsternen Vortanz des Lebens übt, die, ohne es zu wissen, über alle Welt hinwegscherzt, und nur auf ihre eigene innerliche Heiterkeit zurücklächelt. — Aber bald gewinnen die Bilder um sie her festern Bestand, sie versucht ihre Kraft an stärkerem Gefühl, sie wagt sich plötzlich mitten in die schäumenden Fluthen zu stürzen, schmiegt sich durch alle Höhen und Tiefen, und rollt alle Gefühle mit muthigem Entzücken hinauf und hinab. — Doch wehe! sie dringt verwegen in wildere Labyrinthe, sie sucht mit kühn-erzwungener Frechheit die Schrecken des Trübsinns, die bittern Quaalen des Schmerzes auf, um den Durst ihrer Lebenskraft zu sättigen, und mit einem Trompetenstoße brechen alle furchtbaren Schrecken der Welt, alle die Kriegsschaaren des Unglücks von allen Seiten mächtig wie ein Wolkenbruch herein, und wälzen sich in verzerrten Gestalten fürchterlich, schauerlich wie ein lebendig gewordenes Gebirge über einander. Mitten in den Wirbeln der Verzweiflung will die Seele sich muthig erheben, und sich stolze Seligkeit ertrotzen, — und wird immer überwältigt von den fürchterlichen Heeren. — Auf einmal zerbricht die tollkühne Kraft, die Schreckengestalten sind furchtbar verschwunden, — die frühe, ferne Unschuld tritt in schmerzlicher Erinnerung, wie ein verschleyertes Kind, wehmüthig hüpfend hervor,

und ruft vergebens zurück, — die Phantaſie wälzt mancherley Bilder, zerſtückt wie im Fiebertraum, durch einander, — und mit ein paar leiſen Seufzern zerſpringt die ganze lauttönende lebenvolle Welt, gleich einer glänzenden Lufterſcheinung, in's unſichtbare Nichts.

Dann, wenn ich in finſterer Stille noch lange horchend da ſitze, dann iſt mir, als hätt' ich ein Traumgeſicht gehabt von allen mannichfaltigen menſchlichen Affekten, wie ſie, geſtaltlos, zu eigner Luſt, einen ſeltſamen, ja faſt wahnſinnigen pantomimiſchen Tanz zuſammen feyern, wie ſie mit einer furchtbaren Willkühr, gleich den unbekannten, räthſelhaften Zaubergöttinnen des Schickſals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.

Jene wahnſinnige Willkühr, womit in der Seele des Menſchen Freude und Schmerz, Natur und Erzwungenheit, Unſchuld und Wildheit, Scherz und Schauder ſich befreundet und oft plötzlich die Hände bieten: — welche Kunſt führt auf ihrer Bühne jene Seelenmyſterien mit ſo dunkler, geheimnißreicher, ergreifender Bedeutſamkeit auf? —

Ja, jeden Augenblick ſchwankt unſer Herz bey denſelben Tönen, ob die tönende Seele kühn alle Eitelkeiten der Welt verachtet, und mit edlem Stolz zum Himmel hinaufſtrebt, — oder ob ſie alle Himmel und Götter verachtet, und mit frechem Streben nur einer einzigen irrdiſchen Seligkeit ent-

gegendringt. Und eben dieſe frevelhafte Unſchuld, dieſe fruchtbare, orakelmäßig-zweydeutige Dunkelheit, macht die Tonkunſt recht eigentlich zu einer Gottheit für menſchliche Herzen. — —

Aber was ſtreb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerſchmelzen? Es iſt immer nicht, wie ich's fühle. Kommt ihr Töne, ziehet daher und errettet mich aus dieſem ſchmerzlichen irrdiſchen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit Euren tauſendfachen Strahlen in Eure glänzende Wolken, und hebt mich hinauf in die alte Umarmung des alliebenden Himmels!

## 7.

# Ein Brief Joseph Berglingers.

Ach! mein innigſt geliebter, mein ehrwürdiger Vater! ich ſchreibe Euch diesmal mit einem hochbetrübten Gemüth, und in der Angſt einer zweifelvollen Stunde, wie ſie mich, wie Ihr wohl wißt, ſchon öfter angefallen hat, und jetzt nicht von mir laſſen will. Mein Herz iſt von einem ſchmerzhaften Krampfe zuſammengezogen, meine Phantaſieen zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüſternen Kunſtfreuden ſind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit ſieder Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt ſich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was ſoll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böſer Genius hat mich ſo von allen Menſchen weit weg verſchlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten ſoll? daß meinem Auge ganz der Maaßſtab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menſchliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menſchen hinausgehoben

werde, bald tief in den tiefſten Abgrund hinuntergeſtürzt? —

Aus dem feſteſten Grunde meiner Seele preßt ſich der Ausruf hervor: Es iſt ein ſo göttlich Streben des Menſchen, zu ſchaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verſchlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in reinem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menſchlichen Buſens ſteigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunſt! Kein Weſen verdichtet ſo die Geiſtes- und Herzenskraft des Menſchen in ſich ſelber, und macht ihn ſo zum ſelbſtſtändigen menſchlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieſer verwegenen Höhe ſtehe, und mein böſer Geiſt mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunſtgefühl und mit frecher Erhebung über andre Menſchen heimſucht, — dann, dann öffnen ſich auf einmal, rings um mich her, auf allen Seiten, ſo gefährliche, ſchlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder ſpringen ab von meiner Kunſt, und flüchten ſich in die Welt der andern, beſſern Menſchen zurück, — und ich liege hingeſtreckt, verſtoßen, und komme mir im Dienſte meiner Göttin, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunſt iſt eine verführeriſche, verbotene Frucht; wer einmal ihren innerſten, ſüßeſten Saft

geſchmeckt hat, der iſt unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in ſeinen ſelbſteignen Genuß hinein, und ſeine Hand verliert ganz die Kraft, ſich einem Nebenmenſchen wirkend entgegenzuſtrecken. — Die Kunſt iſt ein täuſchender, trüglicher Aberglaube; wir meynen in ihr die letzte, innerſte Menſchheit ſelbſt vor uns zu haben, und doch ſchiebt ſie uns immer nur ein ſchönes Werk des Menſchen unter, worin alle die eigenſüchtigen, ſich ſelber genügenden Gedanken und Empfindungen abgeſetzt ſind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirkſam bleiben. Und ich Blöder achte dies Werk höher, als den Menſchen ſelber, den Gott gemacht hat.

Es iſt entſetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch ſitz' ich nun da, ein lüſterner Einſiedler, und ſauge täglich nur innerlich an ſchönen Harmonieen, und ſtrebe den letzten Leckerbiſſen der Schönheit und Süßigkeit herauszukoſten. — Und wenn ich nun die Botſchaften höre: wie unermüdet ſich dicht um mich her die Geſchichte der Menſchenwelt mit tauſend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein raſtloſes Wirken der Menſchen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühl, die Folgen, gut und böſe, wie große Geſpenſter nachtreten, — ach! und dann, das Erſchütterndſte, — wie die erfindungsreichen Heerſchaaren des Elends

dicht

dicht um mich herum, Tauſende mit tauſend verſchiedenen Quaalen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entſetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Sekundenſchlag ein ſcharfes Schwerdt iſt, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tauſend Weſen erbarmenswürdig um Hülfe ſchreyen! — — Und mitten in dieſem Getümmel bleib' ich ruhig ſitzen, wie ein Kind auf ſeinem Kinderſtuhle, und blaſe Tonſtücke wie Seifenblaſen in die Luft; — obwohl mein Leben eben ſo ernſthaft mit dem Tode ſchließt.

Ach! dieſe unbarmherzigen Gefühle ſchleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angſt, und ich vergehe vor bitterer Schaam vor mir ſelbſt. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verſtehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menſchen, die ſehr unedel von der Kunſt denken, und ihre beſten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich!

In ſolcher Angſt begreif' ich es, wie jenen frommen aſcetiſchen Märtyrern zu Muthe war, die, von dem Anblicke der unſäglichen Leiden der Welt zerknirſcht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgeſuchteſten Kaſteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürch-

terlichen Übermaaße der leidenden Welt ins Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menſchen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir ſtehen, die zuſammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich ſchreyen vor Schmerz, — das ſind freylich keine lüſternen ſchönen Akkorde, das iſt nicht der ſchöne, wollüſtige Scherz der Muſik, das ſind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künſtlergemüth geräth in Angſt, weiß nicht zu antworten, ſchämt ſich zu fliehn, und hat zu retten keine Kraft. Er quält ſich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk ſeiner Phantaſie, und kanns nicht laſſen, wenn er ſich auch in demſelben Momente vor ſich ſelber ſchämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunſtartigen Stoff herauszuzwingen.

Das iſt das tödtliche Gift, was im unſchuldigen Keime des Kunſtgefühls innerlich verborgen liegt. — Das iſts, daß die Kunſt die menſchlichen Gefühle, die feſt auf der Seele gewachſen ſind, verwegen aus den heiligſten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entriſſenen, künſtlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die urſprüngliche Natur des Menſchen frevelhaft verſcherzt. Das iſts, daß der Künſt-

ler ein Schauſpieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der ſeine Bühne für die ächte Muſter- und Normalwelt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zuſammengeflickte Nachahmung, für die ſchlechte umſchließende Schaale anſieht. —

Was hilfts aber, wenn ich mitten in dieſen entſetzlichen Zweifeln an der Kunſt und an mir ſelber krank liege, — und es erhebt ſich eine herrliche Muſik, — ha! da flüchten alle dieſe Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüſterne Ziehen der Sehnſucht ſein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderſtehlich zurück, und die ganze kindiſche Seligkeit thut ſich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erſchrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinſchleudern können, mit ihren lockenden Syrenenſtimmen, und mit ihrem tobenden Rauſchen nnd Trompetenklang. —

Ich komme ewig mit mir ſelber nicht auf feſtes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln ſich unaufhörlich, und ich ſchwindle, wenn ich Anfang und Ende und beſtimmte Ruhe erſtreben will. Schon manchesmal hat mein Herz dieſen Krampf gehabt, und er hat ſich willkührlich, wie er kam, wieder gelöſ't, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine ſchmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte ſtand.

So spott' ich über mich selbst, — und auch dies Spotten ist nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück ists, daß der Mensch, der in Kunstgefühl ganz zerschmolzen ist, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menschen so festen Frieden geben soll, so tief verachtet, und sich sogar nicht hineinfinden kann. Der Weltweise betrachtet seine Seele wie ein systematisches Buch, und findet Anfang und Ende, und Wahrheit und Unwahrheit getrennt in bestimmten Worten. Der Künstler betrachtet sie wie ein Gemälde oder Tonstück, kennt keine feste Überzeugung, und findet alles schön, was an gehörigem Orte steht.

Es ist, als wenn die Schöpfung alle Menschen, so wie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in bestimmte Geschlechter und Klassen der geistigen Naturgeschichte gefangen hielte; jeder sieht alles aus seinem Kerker, und keiner kann aus seinem Geschlechte heraus. —

Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.